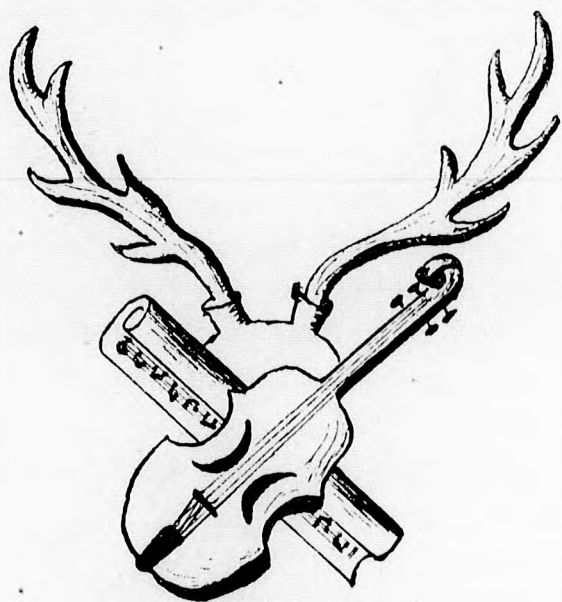


Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.



Der Antiquitäten-Sammler.

Erzählung von Mat. F. Tausch.

I.

Wie so mancher Andere, hatte auch Julius Kronbach kurz vor der Erreichung des ersehnten Zieles Schiffbruch gelitten. Nach der unfreiwilligen Beendigung seiner militärischen Laufbahn bildeten ein Paar glänzender Sporen und eine Kappe sein ganzes Besitzthum. Wochenlang hatte er seine Wohnung nicht verlassen können, bis sich endlich ein gutherziger Schneider seiner erbarmte und ihm Kleider auf Pump lieferte. Nach einem halben Jahre begannen Julius' Verhältnisse sich günstiger zu gestalten. In tadelloser Toilette erschien jetzt unser Held auf den Promenaden und in Gesellschaft; auch in seinen Ausgaben schien er sich keine Beschränkungen aufzuerlegen. Im Laufe der Zeit hatte der junge Mann vortheilhafte Bekanntschaften geschlossen und sich auf das Sammeln von Antiquitäten verlegt, welche er an Kunstliebhaber veräußerte. Seine einnehmenden Manieren und sein ungezwungenes Auftreten gereichten ihm zur besonderen Empfehlung, so daß Julius überall gerne gesehen war.

Wie ich mit Julius bekannt geworden? Das war seltsam genug. An einem Sommerabende saß ich in einem Gartenrestaurant, unter einer kleinen Veranda, in einem minder frequentirten Theile des Gartens. Bis jetzt hatte außer mir noch Niemand auf der Terrasse Platz genommen.

Da kam eine hübsche, etwa zwanzigjährige Dame, den mit bunten Blumen geschmückten Strohhut schief aufgesetzt und einen Sonnenschirm unter'm Arme, auf die Veranda zugehritten. Auf den ersten Blick konnte man in ihr eine Modistin oder Nähmamsell erkennen.

Ihr folgte ein junger, nach der neuesten Mode gekleideter Mann mit schwarzem Vollbart. Die Beiden nahmen an meinem Tische Platz und der Herr bestellte das Abendessen. Seine Begleiterin hatte sich indessen ihrer Handschuhe entledigt und ihre zerstochnen Fingerspitzen bewiesen, daß ich ihre Beschäftigung richtig errathen hatte.

Nach einigen gewöhnlichen Redensarten geriethen wir in eine lebhaftere Unterhaltung, während welcher die junge Dame durchaus nicht spröde that. Der Herr nannte sie einfach „Flora“ und ich bemerkte, daß sich das Fräulein eines recht gesunden Appetites erfreute.

Flora saß zwischen mir und ihrem Begleiter und ließ es ruhig geschehen, daß ich ihr in dem herrschenden Halbdunkel einigemal die Hand drückte. Der junge Mann schien nichts davon zu bemerken und erzählte ganz ruhig von seinem Aufenthalte in Paris.

Dieser gutmüthige junge Mann war Julius Kronbach; auf diese Weise hatte ich mit ihm Freundschaft geschlossen und dieselbe auf dem Altar der Liebe mit einem Händedrucke besiegelt.

II.

„Wir lassen uns vom Zufalle tragen!“ sprach mein Freund Julius zu mir, als wir an einem freundlichen Sommermittage auf der Landungsbrücke standen und die Ankunft eines Salondampfers abwarteten. „Es ist gleichgiltig,

wohin wir fahren, wenn wir nur die Zeit nicht in der langweiligen Stadt todt schlagen müssen!"

Ich war es zufrieden und wir lösten die Karten bis Ulmendorf, einem nahen, beliebten Ausflugsorte.

Ein helles Glockenzeichen ertönte; mit verminderter Schnelligkeit nahte sich der Dampfer der Landungsbrücke. Das Laufbrett wurde herabgelassen und bald darauf saßen wir gemüthlich auf dem lustigen Hinterdecke des Schiffes.

Schon sollte das Schiff wieder abstoßen, als ein corpulenter, jovial aussehender Herr mit erhittem Gesichte am Steg erschien und seinen Regenschirm in der Luft schwenkte.

"Aushalten!" rief er mit kräftiger Stimme. "Es kommen noch zehn Personen!"

Dann trocknete er die Schweißtropfen auf seiner Stirne und blickte sich befriedigt nach der ankommenden Gesellschaft um, als ob er sagen wollte: "Das nenne ich laufen! Ohne mich stündet Ihr hier am Ufer und der Dampfer wäre schon Gott weiß wo."

Das Laufbrett wurde abermals herabgelassen und die Gesellschaft drängte sich hinüber.

"Sieh' da, Herr Kronbach!" rief der dicke Herr fröhlich. "Wohin fahren Sie denn?"

"Nach Ulmendorf, Herr Inspektor!"

"Das trifft sich ja prächtig, dann haben wir ein gemeinschaftliches Reiseziel."

Es erfolgte eine allgemeine Vorstellung, nach welcher wir ebenso klug waren, wie vorher, denn wer hätte die Namen aller Tanten, Nichten und Nessen im Kopfe behalten?

Der Herr, welcher Julius angesprochen hatte, hieß *Eduard Pomeroy*, war Beamter einer noch nicht verstaatlichten Eisenbahn und seit mehreren Jahren Wittwer. Jetzt ging er wieder auf Freiersfüßen und heute hatte er seine Auserwählte, ein rundes, appetitliches Fräulein in den reiferen Jahren, mitgebracht.

Auf der Landungsbrücke zu Ulmendorf erwarteten einige Bekannte die Gesellschaft und kaum hatte der Dampfer angelegt, ging das Begrüßen und Händeschütteln los.

"Wir feiern heute das Geburtsfest meines Schwagers Holzer," sprach Herr Pomeroy zu uns, "und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie ihm als Gäste willkommen sein werden. — Ich bitte, keine Ausflüchte! — Ich werde Sie einführen, meine Herren!"

Wir ergaben uns in unser Schicksal und zehn Minuten später betraten wir die Villa des Herrn Holzer, woselbst wir in der zuvorkommendsten Weise empfangen wurden.

III.

Wir verbrachten den Nachmittag in der heitersten Stimmung. Herr *Fortunat Holzer*, ein ehemaliger Bauunternehmer und gegenwärtiger Rentier, ließ es sich angelegen sein, seine Gäste glänzend zu bewirthen.

Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete die Gemahlin des Gefeierten, Frau *Frene Holzer*. Sie war eine mittelgroße üppige Blondine von etwa fünfundzwanzig Jahren und besaß einen blendend weißen Teint. In ihrer Physiognomie offenbarte sich Lebensfreudigkeit, in ihren Blicken lag stets ein

geheimnißvolles Lächeln, das den Beobachter zu allerlei Gedanken anregte.

Herr Holzer war um volle zwanzig Jahre älter als seine Gemahlin und in seinem ganzen Auftreten gab sich eine gewisse Hinfälligkeit kund, welche er ängstlich zu verbergen suchte. Nur mit Widerwillen schien seine Gattin die schwerfälligen Aeußerungen seiner Zärtlichkeit zu dulden, mit welchen er sie zeitweilig bedachte.

Um zehn Uhr Abends waren wir noch in dem geschmackvoll möblirten Salon beisammen. Ich bemerkte, daß Frau Holzer und Julius Kronbach viel und gerne beisammen weilten und im Geiste sah ich schon den Hausherrn mit einem prächtigen Stirnschmucke einhereschreiten.

Ein in der Gesellschaft befindlicher Kapellmeister wurde aufgefordert, am Klavier einige Musikstücke vorzutragen und bereitwillig willfahrte er dem Wunsche der Gesellschaft. Auch Kronbach trat an's Klavier und durchblätterte einige auf demselben liegende Musikalien. Da fiel sein Blick auf eine alte Violine mit schön geschnitztem Löwenkopfe, welche seine Aufmerksamkeit sofort in Anspruch nahm. Behutsam nahm er das Instrument in die Hand und unterzog es einer eingehenden Besichtigung.

"Ist diese Violine schon lange in Ihrem Besitze, Herr Holzer?" wandte sich Kronbach an den Hausherrn.

"Das will ich meinen, entgegnete Holzer. "Als ich noch die Schule besuchte, erhielt ich die Geige von einem Paphen zum Geschenk und übte mich eine Zeit lang auf derselben. Leider brachte ich es in dieser Kunst nicht weit und nach meiner Verheirathung verbot mir meine Frau alle weiteren musikalischen Versuche."

"Wären Sie geneigt, mir um einen entsprechenden Preis die Violine zu überlassen?" fragte Julius, in welchem der Raritäten-Sammler sich regte.

"Die Geige ist mir ein liebes Andenken. Ich würde mich nicht gern von ihr trennen."

"Ich biete Ihnen hundert Gulden! Sind Sie es zufrieden, Herr Holzer?"

Die Gäste drängten sich neugierig um den Tisch.

"Ihr Freund ist ein Narr," raunte mir der Kapellmeister zu. "Die Violine ist keine zwanzig Gulden werth!"

"Ich vermute, daß dies eine echte Stainervioline ist," fuhr Julius fort, als der Hausherr noch einige Einwendungen vorbrachte. "Wenn sich meine Annahme bestätigt, so bin ich bereit, Ihnen einen noch höheren Preis zu zahlen."

Endlich willfahrte Holzer dem Wunsche seines Gastes und der Kapellmeister wurde ersucht, die Geige zu prüfen.

"Der Ton ist noch etwas schwach," bemerkte der Künstler, nachdem er einige Triller und Passagen gespielt hatte. "Uebrigens würde das Instrument durch fortgesetztes Spielen der Tonleitern die nöthige Klangfülle erlangen."

"Ich werde mir erlauben, an einem der nächsten Tage nochmals bei Ihnen vorzusprechen, Herr Holzer!" sagte Julius. "Dann können wir den Handel endgiltig abschließen."

Wir nahmen herzlichen Abschied von der gastfreundlichen Familie Holzer und kehrten nach der Stadt zurück.

IV.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich Julius zu Gesichte bekam. Eines Morgens begegnete ich auf der Straße dem Bezirksarzte M.

„Guten Morgen, Herr Doktor!“ redete ich den Vorbeieilenden an. „So zeitig auf den Beinen?“

„Ja,“ antwortete er, einen Augenblick stehen bleibend, „man findet bei Tag und Nacht keine Ruhe. Soeben kam ich von Herrn Kronbach“ —

„Was? Von Kronbach?“ rief ich besorgt. „Ist er denn krank?“

„Es ist nicht gefährlich. Er hat sich durch einen Fall eine leichte Verletzung zugezogen. Sie können ihn besuchen; er fragte schon nach Ihnen. Ich habe die Ehre!“

Der Doktor eilte geschäftig weiter und ich begab mich in die Wohnung meines Freundes Kronbach.

Den Kopf mit einem leichten Verbande bedeckt, lag Julius in halbseitiger Stellung auf den Kissen des Bettes. Ein Tischchen mit Arzneiflaschen stand am Kopfende desselben.

Auf meine theilnehmende Fragen nach seinem Befinden streckte er mir vertrauensvoll die Hand entgegen und bat mich, an seinem Lager Platz zu nehmen.

Dann begann er mir sein Herz auszuschütten.

„Es ist Ihnen bekannt,“ sprach er halblaut, „daß ich mit Herrn Holzer wegen Ankaufes einer alten Violine unterhandelte.“

Ich nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Ich weiß, daß Sie mich an jenem Abende, wo wir bei dem Bauunternehmer eingeführt wurden, scharf beobachteten. — Es dürfte Ihnen wohl nicht entgangen sein, daß sich sogleich ein gutes Einvernehmen zwischen mir und Irene — Frau Holzer wollte ich sagen“ — fuhr er sich verbessernd fort — „entwickelte, und ich will gestehen, daß mich diese Frau vom ersten Augenblicke an in hohem Grade interessirte und es galt es vor Allem, die angeknüpften Beziehungen sorglich zu pflegen.“

Bei meinem nächsten Besuche in der Villa erklärte ich Holzer, die Violine nur dann kaufen zu können, wenn er für die entsprechende Klangfülle derselben Sorge tragen wolle. Zu diesem Zwecke übergab ich ihm die vierundzwanzig Tonleitern und Holzer übernahm es bereitwillig, dieselben eine Zeit lang auf der Geige zu spielen. Ich fuhr täglich hinaus, um mich von der zunehmenden Tonstärke des Instrumentes zu überzeugen. „Ein königlicher Kammervirtuose,“ bemerkte ich einmal wie nebenbei, „interessirte sich besonders für die Violine und es wäre leicht möglich, daß er sich bei Hofe auf derselben hören ließe.“

Einige kurze Besuche von Nachbarn ausgenommen, erschien Niemand in der Villa und ich fand hinlänglich Muße, die Zeit mit der Gattin des Bauunternehmers zu verplaudern.

Anfangs war Holzer bei meinen Besuchen im Salon zugegen und bearbeitete die Violine mit unermüdlicher Ausdauer; später, um die zarten Nerven seiner Gehälftin zu schonen, begab er sich in's Nebenzimmer und halbgedämpft schlugen dann die schauerhaften Töne an unser Ohr.

Während eines solchen Beisammenseins gestand ich Irenen meine Liebe und wurde von ihr nicht zurückgewiesen.

Von Sehnsucht getrieben eilte ich vorgestern Nachmittags wieder in die Arme der reizenden Frau. In gewohnter Weise hatte sich Holzer mit seinem Instrumente wieder entfernt und Irene ließ sich von mir einen französischen Roman vorlesen. Heute klangen die Skalen wie himmlische Sphärenmusik herüber. — Wir hatten jeden Sinn für Ort und Zeit verloren und bemerkten nicht, wie die Töne im Nebenzimmer allmählig schwächer wurden und dann ganz verstummten.

Ich war eben daran, der jungen Frau eine interessante Stelle des Romans näher zu erklären, als ich plötzlich von rückwärts einen Schlag über den Kopf erhielt, welcher mich einige Sekunden lang betäubte. Wuthschraubend stand der betrogene Gatte hinter mir und krampfhaft umklammerten die Finger seiner Rechten den Hals der Stamervoline. Er holte zu einem zweiten Schlage aus. Ich sprang noch rechtzeitig bei Seite und der Hieb traf wuchtig die Lehne des Sophas. Mit einem schrillen Krachen zersprang die Geige in Trümmer.“

„Und Irene?“ fragte ich gespannt.

„Die Aermste flüchtete halbtodt vor Schreck in ihr Schlafzimmer, dessen Thüre sie hinter sich absperrete. Ich selbst trachtete schleunig fortzukommen, da der wüthende Gehörnte mir drohte, mich durch den Hausknecht an die Luft setzen zu lassen.“

Erst auf dem Heimwege empfand ich ein starkes Brennen am Kopfe und bemerkte, daß mir das Blut aus einer Wunde rieselte.“

„Armer Freund!“ rief ich aus und versuchte es vergeblich mein Lachen zu verbeißen. „Sie sind hart genug bestraft worden!“

V.

Einige Tage nach meinem Besuche erhielt ich von Julius ein Schreiben, welchem ein Geldbetrag beigezahlt war.

„Lieber Freund!“ schrieb Kronbach. „Meine Affaire mit Holzer ist ruckbar geworden und ich thue wohl am besten, auf einige Monate zu verschwinden. Vielleicht gehe ich nach Herculanium, um nach Alterthümern zu graben oder sonst irgendwohin. Ich vertraue Sie mit der Mission, meine Schmach an Holzer zu rächen. Lassen Sie deßhalb das inneliegende Inserat in den hiesigen Tagesblättern achtmal auf einander folgend einschalten, denn ich will, daß der alte Grobian recht oft an sein häusliches Elend erinnert werde. Sobald ich dazu komme, schreibe ich Ihnen wieder. Ihr Freund Julius.“

Das Inserat lautete:

Für Musikvirtuosen.

Eine gut erhaltene Stainervioline, (1677) über deren Echtheit Documente vorhanden sind, ist preiswürdig zu verkaufen. Dieselbe kann beim Eigenthümer Fortunat Holzer in Almendorf Nr. 22 bestichtigt werden.

Ich willfahrte dem Wunsche meines Freundes und das Inserat erschien eine Woche hindurch in den gelesenen Tagesblättern.

In Folge dessen fanden sich zahlreiche Künstler und Amateurs bei dem unglücklichen Geigenbesitzer ein und verfolgten ihn mit ihren Anboten dermaßen, daß Holzer seine Villa sperrete und nach Karlsbad flüchtete, um für sein Leberleiden Heilung zu suchen.



Die Kette.

Von Armand Silvestre.

I.

Nach sechs Jahren eines ungetrübten Ehehimmels hatte das Leben der reizenden Frau von Drmoises angefangen, ein weniger lachendes zu sein. Ihr Gatte hatte fast plötzlich seine Gewohnheiten gewechselt; er widmete ihr seine Abende nicht mehr und kam sehr spät nach Hause. Hatte Henriette — so hieß die schöne Frau von Drmoises — durch irgend etwas diese Vernachlässigung verdient? Sehr naiv, sehr gütig wie sie war, und die seltene Eigenschaft besitzend, gegen sich selbst gerecht zu sein, stellte sie an sich selbst sehr ernsthaft diese Frage. In einer plötzlichen Regung von Traurigkeit blieb sie vor ihrem großen Spiegel stehen und suchte eine Falte an ihrer Stirne, einen Silberfaden in ihrem Haar, ein Erschlaffen ihres Busens. Doch ihre Stirne war glatt wie ein Blumenblatt; ihr Haar war nach wie vor von einem fleckenlosen, hellen Goldblond, ihr Busen hatte, wenn auch köstlich größer geworden, doch seine marmorne Festigkeit bewahrt. Ja, noch mehr: bei ihrem seltenen Willen, gerecht zu sein gegen sich selbst wie gegen Andere, und trotz ihrer natürlichen Bescheidenheit war Henriette genöthigt sich im Stillen zu gestehen, daß sie in diesen sechs Jahren ihrer Ehe viel schöner geworden sei, schöner vor Allem hinsichtlich der verführerischen Reize des Körpers, welche die Eignung besitzen, die Huldigungen der Männer anzuziehen und festzuhalten. Das Oval ihres Antlitzes hatte sich leicht gerundet, ohne aus der Form zu kommen, oder vielmehr sich gefüllt. Ihr Blick hatte, ohne von seiner Klarheit einzubüßen, ein frisches Feuer gewonnen, das nur in den Liebesermattungen sich dämpfte; der Kuß hatte die frische Fülle ihrer Lippen nur fester modellirt. Bei ihrer Hochzeit war sie ein wenig mager gewesen. Seither hatte die reine Linie ihrer Schultern eine leichte Krümmung erfahren; die Haut hatte, ohne von ihrem schneeigen Flaum etwas zu verlieren, auf der Brust sich straffer gespannt und dabei an Schimmer nur gewonnen. Klump und Pendeln waren voller geworden, die Hüften sprangen ungestüm vor, wie die Ufer eines Flusses, der sein Bett zu erweitern strebt; und nun gar erst jener Theil, von dem ich jeden Tag wenigstens einmal sprechen muß, weil ich sonst nicht ruhig schlafen könnte! Wie war er so schön und weiß und voll und wohlgepolstert! Und indem sie durch eine Spalte ihres Peignoirs auch noch ihre schönen Beine betrachtete, die aus einem Gusse waren, wie eine Marmorsäule, und ihre wie aus Elfenbein und Rosen geformten Füße mit den blauen Aederchen, sagte sie sich, daß

ihr Gatte blind geworden sein müsse. Wenn er nicht bei Einbruch der Nacht sich beeilte, mit zärtlicher Ungeduld ein so herrlich ausgestattetes Nest aufzusuchen, so mußte er wenn nicht das Gesicht, so doch den Geschmack verloren haben.

Wie hatte es nur begonnen, daß er so spät in der Nacht heimkam? Sie hatte keineswegs bemerkt, daß er eine der jungen Frauen, die sie in den Gesellschaften traf, ausgezeichnet haben würde. Also eine Dirne! Da mußte Herr von Drmoises sich sehr geändert haben, denn selbst vor seiner Ehe hatte er sich mit einigen ganz ehrbaren Abenteuern in den ausgezeichneten Kreisen, welchen er selbst angehörte, begnügt, und hatte stets erklärt, daß er einen Widerwillen vor Dirnen habe. Und in ihrer Unkenntniß der allgemeinen Verderbtheit konnte Henriette nicht einen Augenblick glauben, daß ein Mann von Erziehung und gutem Geschmack eine Courtisane — und wäre es selbst eine in der Mode befindliche — ihr vorziehen könnte. Was denn war's? Zu stolz um zu spioniren oder Jemanden zu befragen, hatte sie gleichwohl die Augen aufgethan und betrübt zu beobachten begonnen. Aber es wollte ihr nichts einfallen, nicht einmal der Gedanke, sich mit ihrem Gatten offen auseinanderzusetzen. Ihm die Fessel aufzunöthigen, die ihm ja süß sein sollte; sich kraft ihres Rechtes lieben zu lassen: dagegen sträubte sich ihr angeborener Zartfinn. Darum zog sie es vor, still zu dulden, mit einem trügerischen Lächeln auf den Lippen.

Aber bei welcher geheimnißvollen Gelegenheit, in welchem unbemerkten Augenblicke hatte ihre Verlassenheit begonnen?

Sie glaubte sich jetzt erinnern zu können, daß dies bei häufig zu jener Zeit war, wo Louise als Kammermädchen ins Haus gekommen war.

II.

Louise war ebenfalls eine schöne Person, Das muß gesagt werden. Es gibt im Volke wunderbare Frauen, die weit mehr verdienen würden, das Scepter zu führen, als den Keßbeseß. Ja, wahrhaft schön war sie, aber der lebendige Gegensatz ihrer Herrin. Dieses Stück Gerstenbrod hatte einen leichten Anflug von Rußbraun und Gold auf der Haut; und unter den Safran-Reflexen des Teints dieses Kreolen-Gesichtes sah man ordentlich das junge, reine Blut kreisen. Ein tiefschwarzes, leicht gekräuseltes Haar umgab wie ein reicher Rahmen dieses Antlitz, das von zwei diabolischen Augen und dem Lächeln eines jungen Raubthieres erhellt war. Hände und Füße waren klein und sie war im Ganzen ein Mädchen, sehr wohl der Aufmerksamkeit Solcher würdig, die gern mit Dienstmädchen tändeln; sie war sehr proper in ihrem Aeußeren, sogar ein wenig kokett, sehr fleißig und geschickt in ihrem Dienste.

Ohne gerade vertraulich mit Louise zu sein, sprach Herr von Drmoises doch freundlicher mit ihr, als mit den übrigen Diensthöten. Sie wartete des Abends, bis er heimkam, nahm ihm Hut und Ueberrock ab und ging erst zu Bette, wenn er selbst sich zurückgezogen hatte. — Warum nicht Jean? hatte Henriette einmal schüchtern gefragt. — Jean habe einen so festen Schlaf, daß er seinen Herrn jeden Abend vor der Thüre warten lasse, lautete die Antwort.

Eines Tages zerbrach Louise einen venetianischen Luster, auf welchen Herr von Drmoises große Stücke hielt. Henriette

bemerkte, daß das Mädchen hiefür kaum ausgezankt wurde. Wenn sie einmal einen freien Tag verlangte, schien ihr Herr darüber mißvergnügt zu sein. Es entstand ein Gefühl der Eifersucht, welches Henriette anfänglich zurückwies, welches aber dennoch Fortschritte machte. Sie blieb öfter eigens wach, um die Zeit zu messen, welche zwischen der Heimkehr ihres Gatten und seinem Eintritt in sein Zimmer verfloß. Es schien ihr, daß diese Zeit mehr sei, als man braucht, um eine Treppe hinauf zu steigen. Im Hausflur stand eine Art orientalischen Divans. Als Henriette einmal frühmorgens mit nackten Füßen, um nicht gehört zu werden, hinabging, bemerkte sie, daß die Kissen durcheinander geworfen seien und der Teppich, welcher das Ruhebett bedeckte, ganz zusammengezogen und in Falten geworfen sei. Es war augenscheinlich, daß man darauf nicht bloß gefesselt hatte. Es läßt sich leicht errathen, welche Gedanken sie sich da machte; mit tiefer Entrüstung erfüllte sie die Wahrscheinlichkeit, daß sie betrogen worden und im Gefolge der Entrüstung kam das Verlangen nach Rache. Die Schmach, ein Dienstmädchen zur Nebenbuhlerin zu haben, ward ihr mit jedem Tage offenkundiger. Und doch hatte sie noch kein einziges Mal einen Austausch von Blicken zwischen den Schuldigen zu entdecken vermocht. Allein, er war ein Mann von vollkommener Wohlerzogenheit und sie eine Verschmitzte, die sich auf keiner Unflughheit ertappen ließ. Henriette glaubte sogar eine gewisse Erkünstelung in der Würde wahrzunehmen, mit welcher ihr Gatte seine Befehle erteilte, und in der Gleichgültigkeit, mit welcher diese Befehle ausgeführt wurden. Die Beiden spielten sicherlich nur Komödie. Die Sache mußte ein Ende nehmen!

Herr von Ormoises hatte soeben, nachdem er seiner Frau ein herzliches „Auf Wiedersehen!“ zugerufen, das Haus verlassen, als Henriette dem Stubenmädchen sagte:

— Louise, Sie werden heute um zehn Uhr zu Bette gehen; ich selbst werde den Herrn erwarten.

An der verdrossenen Miene, welche Louise machte, als sie diese Worte vernahm, konnte Frau von Ormoises sehen, wie sehr ihr Argwohn ein begründeter war!

III.

Seit anderthalb Stunden schon weilt Henriette im dunkeln Hausflur, in einem Peignoir fröstelnd, den sie in aller Eile umgeworfen hatte. Schon längst waren die letzten Wagen, die von den Schauspielhäusern kamen, vorübergerollt. Es ist eine Nacht ohne Mond und Sterne und kein Schimmer dringt durch Fenster und Thüren ein. Auch die Fußgänger auf den Trottoirs werden immer seltener; mit raschen Schritten eilen sie vorüber, um ihre Wohnung zu erreichen. Jetzt kommt Einer mit langsameren und leiseren Schritten heran. Es wird dreimal diskret ans Thor geklopft. Es ist der Treulose und das dreimalige Klopfen ohne Zweifel das verabredete, gewöhnliche Zeichen. Ha, sie weiß wohl, wie sie sich rächen wird! Mit einem Gewittersturm im Busen öffnet sie und bleibt hinter der Hausthüre, um nicht erkannt zu werden. Dann schließt sie rasch die Thüre, damit wieder vollkommenes Dunkel im Hausflur herrsche. Doch schon legen sich zwei Arme um ihren Leib und ein glühender Kuß brennt auf ihren Lippen, einer jener Küsse, mit welchen ihr Gatte einst, in den Tagen

der ersten, heißen Liebe sie schier erstichte. Dann fühlt sie sich nach dem Winkel gezogen, wo der orientalische Divan steht. Die Umschlingung wird immer enger, immer feuriger. Ach, sie erkennt diese ungestüme Zärtlichkeit wieder! Um den Becher der Schmach bis auf den Grund zu leeren, wehrt sie sich nur schwach; auch muß sie sich wohl gestehen, daß ihre eigenen Sinne fortgerissen werden und sie feige im Stich lassen. Ach, wenn auch nur durch Ueberrumpelung gewonnen, wenn auch einer Anderen, einer Unwürdigen gestohlen, war es doch ein köstlicher Augenblick des Glücks, eine flüchtige Wonne, wie der Undankbare ihr sie seit langer Zeit nicht mehr geschenkt hatte! Diese der Schmach gestohlene Freude war abscheulich, aber sie überließ sich ihr und anstatt der Flüche, die sie geplant, drängten sich Worte der Zärtlichkeit auf ihre Lippen . . .

Tra rah! Tra rah! Draußen erschallen plötzlich die Hörner und das laute Gerassel und Gepolter mehrerer Fuhrwerke stört kurze Zeit die nächtliche Stille der Straße.

— Herrgott! Feuer! Lebwohl, Louise! So ruft erschreckt der Mann, der sie umarmt hält und der sich mit einem kräftigen Ruck aus ihren Armen windet. Im nächsten Augenblick öffnet sich die Hausthür und der Mann, der sie soeben noch umfangen gehalten, zeichnet sich in dem hellen Rahmen der plötzlich geöffneten Thüre als die Gestalt eines Feuerwehrmannes ab, der rasch seinen Helm aufgesetzt hat und wie ein Wahnsinniger davon eilt.

Tra rah! Tra rah!

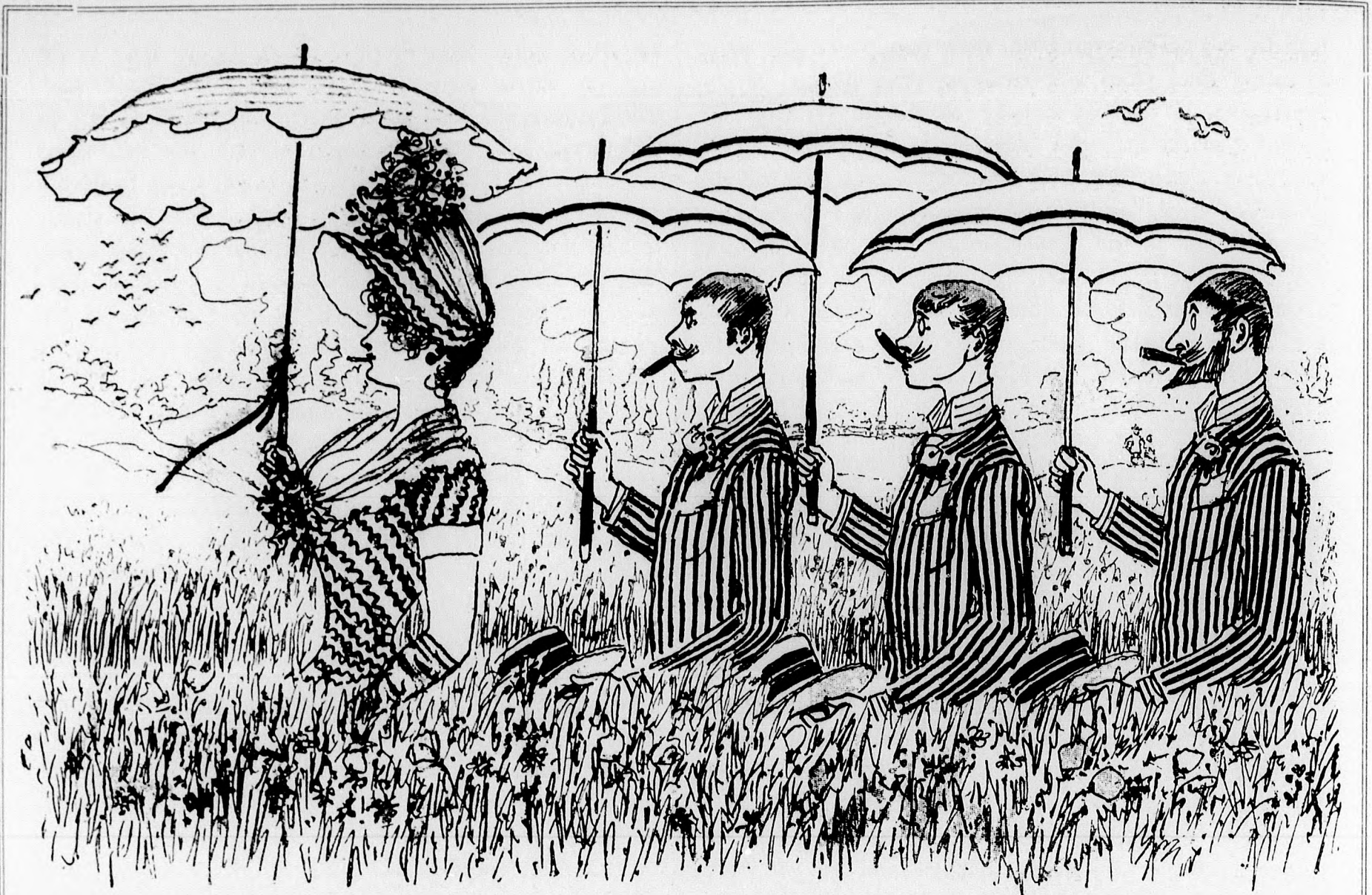
IV.

Mehr todt als lebendig vor Scham, hatte Henriette ihr Zimmer erreicht, an den Mauern sich fort tastend wie eine Betrunkene. Kraftlos war sie auf ihr Bett gesunken, ohne auch nur daran zu denken, die möglichen Spuren ihrer Schmach zu verbergen. Den Kopf auf die Hände gestützt fragt sie sich, ob sie nicht das Spielzeug eines bösen Traumes gewesen; sie feucht wie ein Blasebalg und sucht in ihrem wirren Schädel vergebens einen Gedanken. Glücklicherweise kommt er noch nicht heim! Wie wird sie seinen Blick ertragen? Sie wird thun, als ob sie schlief, wie jede Nacht . . . Aber am Morgen, beim Erwachen?

Eine Dunstwolke, wie feiner Silberstaub, dringt durch die Fenstervorhänge in das Gemach. Kommt denn schon der Tag? Wie viel Uhr ist es denn? Sechs Uhr Morgens. Und er ist noch nicht da. Weiß er denn schon . . . daß er später heimkehrt als sonst? Er ist vielleicht den Polizei-Kommissär holen gegangen. Er war vielleicht am Thore in dem Augenblicke, als der Andere entfloß. Ha, jetzt fällt das Morgenlicht durch die Vorhänge. Der Tag ist angebrochen. Die Gegenstände im Zimmer zeichnen sich deutlicher ab. Es ist sieben Uhr! Noch Niemand da. Das verdammte Mädchen aber, das an Allem die Schuld trägt, tritt oben ruhig herum, als ob nichts geschehen wäre. Die schändliche Dirne!

Endlich ein Geräusch an der Thüre und die bekannten Schritte auf der Treppe. Herr von Ormoises ist sehr bleich, seine Kleider sind in Unordnung gerathen. Sie schickt sich an, sich ihm zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu gestehen, seine Verzeihung zu erflehen.

Aber er selbst hat Entschuldigungen vorzubringen.



Es ritten drei Reiter zum Städtle 'naus . . . (Altes Volkslied.)

— Liebste, vergib die Unruhe, die ich Dir verursacht habe. Ich habe die „Kette“ gemacht.

Und da sie ihn verblüfft anschaut, fährt er fort:

— Ja, mein Engel. Ein schrecklicher Brand ist bei unseren Freunden, den Bouttesac, ausgebrochen. Aber beruhige Dich, unsere Freunde sind gerettet und ich war so glücklich, dabei mitthun zu können. Eben, als ich heimkam, fuhr die Feuerwehr vorbei und ich lief hinterdrein wie alle Welt. Am Brandplage fehlte es an helfenden Armen und so half ich tüchtig mit gleich den Gassenjungen, die zusammengelaufen waren. Unsere Feuerwehrleute haben prächtig gearbeitet! Es sind wahre Helden!

Henriette war leichenfahl geworden. Ihr Gatte aber fuhr fort:

— Besonders Einer that sich hervor, ein Junger, der sich etwas verspätet hatte und das kurze Versäumniß durch wahre Wunder der Unererschrockenheit gutzumachen suchte. Er hat die alte Frau Bouttesac, die gelähmt ist, dem sicheren Flammentod entrisen, indem er mittels einer Leiter, durch das Fenster, in ihr Zimmer eindrang. Das Publikum hat ihn zugejubelt und ich . . .

— Und Du?

— Ich habe ihn vor aller Welt umarmt und für heute zum Frühstück eingeladen!



Früh, an einem Maienmorgen . . .

—*—
 Früh, an einem Maienmorgen
 Wand ich mich aus Liebchens Armen —
 Unter heißen Abschiedsküssen
 Oeffnete sie leif' das Fenster.

Dunkel war's, kein Blatt sich reggte,
 Nur die Nachtviolet sandten,
 Mit dem Flieder sich vereinend,
 Süße Düste mir entgegen.

Langsam schlurften zwei Gensdarmen
 Auf der StraÙe uns vorüber —
 Hinter den Gardinen sah ich
 Beiden Wächtern lachend nach.

Und nun stieg ich auf das Fenster —
 Plötzlich that mein Lieb mich tupfen:
 Hocherschrocken bat es leise:
 „Sacht' hinübersteig'n, nicht hupfen!“

F. H. Kanowski.



bonjour



— Danke, Melanie, habe gar keinen Sinn für Blumen.
— Ach, den Sinn auch nicht mehr!

Aus Don Juan's Maximen.

Von Germain d'Ange.

Die Nacht ist die Macht vieler Frauen.

*

Wenn eine Frau schwankt, so führe sie zur Chaise-longue.

*

Die schönsten Stellen im Buche der Liebe findest Du selten allein; die Frauen müssen Dich erst darauf aufmerksam machen.

*

Schöne Frauen und reiche Parvenus zeigen gerne Alles, was sie haben.

*

Ist der erste Fehltritt deshalb so süß, weil er schwer zu erringen ist, oder ist er deshalb schwer zu erringen, weil er so süß ist?

*

Die Natur hat den herrlichsten Marmor und den glitzerndsten Schnee übertroffen, als sie den Frauenbusen schuf.

*

Wenn Dich eine Frau liebt, verzeiht sie Dir nur schwer den Respekt, den Du ihrer Tugend zollst.

*

Einem schönen Frauenkörper ist die Untreue angeboren.

*

Jede neue Liebe verjüngt die Frau. Wenn es Dir auch nicht ihr Antlitz sagt, ihr Herz flüstert es Dir sicherlich zu.

*

Manche Frau hat viele Waffen und vertheidigt sich doch nicht.

*

Die stolzeste Frau wird von der Liebe gebeugt.

*

Erst suchen die Frauen ein Ideal, dann einen Verführer, später einen Liebhaber und schließlich einen Gatten.

*

Eine moralische Frau liebt am meisten jenen Mann, der ihre Tugend zu besiegen versteht.

*

Wenn eine Frau die Fesseln der Ehe drückend findet, weiß sie auch gleich Jemanden, der ihr sie erträglicher machen könnte.

Der Wink.

Von Guy de Maupassant.

Die kleine Marquise von Kennedon schlief noch in ihrem geschlossenen, duftigen Gemach, in ihrem großen, weichen, niedrigen Bette, in ihren Betttüchern so leicht und fein wie eine Spitze, so lieblosend wie ein Kuß; sie schlief allein, ruhig, den glücklichen, tiefen Schlaf der geschiedenen Frauen.

Plötzlich weckte sie das Geräusch lauter Stimmen aus dem anstoßenden kleinen Salon. Sie erkannte ihre liebe Freundin, die kleine Baronin von Grangerie, die sich mit der Kam-

merfrau zankte, weil diese ihr den Eintritt in das Schlafgemach ihrer Herrin wehren wollte.

Da erhob sich die kleine Marquise, schob den Kiegel zurück, hob den Thürvorhang und zeigte ihren Kopf, nichts als ihren blonden Kopf in einer Wolke von Haaren.

— Was hast Du denn, daß Du so früh kommst? fragte sie; es ist noch nicht neun Uhr!

Bleich, nervös, in fieberhafter Aufregung erwiderte die kleine Baronin:

— Ich muß Dich sprechen; mir ist etwas Schreckliches widerfahren!

— Komm herein, Liebste!

Sie trat ein und sie küßten sich. Die kleine Marquise legte sich wieder ins Bett, während die Kammerfrau die Fenster öffnete, um Luft und Licht einzulassen. Dann, als die Dienerin das Gemach verlassen hatte, sagte Frau von Kennedon:

— Nun laß hören, erzähle!

Frau von Grangerie begann zu weinen; sie vergoß jene schönen, hellen Thränen, welche die Frauen noch reizender machen, und sie stammelte, ohne sich die Augen zu trocknen, um sie nicht roth zu machen: „Ach, meine Theure, es ist abscheulich, was mir zugestoßen. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, nicht eine Minute. Da, fühle nur an mein Herz, wie heftig es schlägt!“

Sie faßte die Hand ihrer Freundin und führte sie an ihre Brust, an diese runde und feste Hülle des Frauenherzens, welche den Männern oft genügt und sie hindert, etwas darunter zu suchen. Ihr Herz schlug in der That heftig.

Sie fuhr fort:

„Gestern ist es mir widerfahren . . . gegen vier Uhr . . . oder um halb fünf . . . ich weiß es nicht genau . . . Du kennst ja meine Wohnung und weißt, daß mein kleiner Salon im ersten Stock, wo ich mich gewöhnlich aufhalte, nach der Rue St.-Lazare geht. Du kennst auch meine Manie, beim Fenster hinaus zu schauen, um die Vorübergehenden zu sehen. Dieses Bahnhofsviertel ist so heiter, so lebendig . . . Kurz, ich liebe diesen Zeitvertreib. Also, gestern saß ich wieder auf dem niedrigen Sessel, den ich mir für die Fensternische hatte machen lassen. Das Fenster stand offen und ich dachte an nichts, ich sog ganz einfach die blaue Luft ein. Du erinnerst Dich doch, wie schönes Wetter gestern war!“

Plötzlich bemerkte ich, daß in dem gegenüber gelegenen Hause ebenfalls eine Frau am Fenster sitzt, eine Frau in Roth; ich selbst war in meiner schönen malvenfarbenen Toilette. Ich kannte diese Frau nicht; sie war neu in dem Hause, wo sie seit einem Monate erst wohnte. Ich hatte sie noch nicht gesehen. Ich merkte sogleich, daß es eine abscheuliche Dirne sei. Anfänglich war ich angewidert und verdroffen darüber, daß sie gleich mir am Fenster saß; dann wieder fand ich es allmählig spaßig, sie zu beobachten. Sie lehnte mit den Ellbogen auf dem Fenster Sims und spähte nach Männern aus; und auch die Männer betrachteten sie, Alle oder fast Alle. Es war, als wären sie, dem Hause sich nähernd, durch irgend etwas auf sie aufmerksam gemacht worden, gleichwie die Hunde das Wild wittern; denn sie erhoben plötzlich den Kopf und tauschten rasch einen Blick mit ihr aus. Und ihre Augen fragten: Wollen Sie?

Darauf erwiderte der Blick der Männer: „Ich habe keine Zeit“ — oder „ein anderes Mal“ — oder „Kein Moos“ oder „Fahr' ab, Glende!“ Das Letztere sagten die Blicke der Familienväter.

Du kannst Dir nicht denken, wie drollig es war, ihr Treiben mit anzusehen. Manchesmal schloß sie plötzlich das Fenster und dann sah ich einen Herrn unter das Thor einbiegen. Den hatte sie gefangen, wie ein Fischer einen Hecht angelt. Ich blickte auf die Uhr; sie blieben 12 bis 20 Minuten, niemals länger. Diese Spinne interessirte mich endlich! . . . Uebrigens war die Dirne keineswegs häßlich!

Ich fragte mich: „Wie fängt sie es an, sich so rasch und so gut begreiflich zu machen? Fügt sie ihrem Blick noch ein Kopfnicken oder eine Handbewegung hinzu?“

Ich nahm mein Opernglas zur Hand, um mich zu überzeugen, wie sie es mache. Es war ganz einfach: zuerst ein Blick, dann ein Lächeln und zuletzt ein leiser Wink mit dem Kopfe, der besagen wollte: „Kommen Sie herauf?“ Dieser Wink war so leicht, so diskret, so unbestimmt, daß wahrhaftig viel Chic dazu gehörte, ihn so zu machen, wie sie ihn machte.

Und ich fragte mich: „Ob ich wohl diesen kleinen Wink von unten nach oben, dieses kühne und artige Nicken, ebenfalls machen könnte?“

Und ich trat zum Spiegel, um die Sache sofort zu probiren. Nun denn, Liebste: ich machte ihn besser, als sie; viel besser! Ich war entzückt und trat wieder ans Fenster.

Jetzt fing sie Keinen mehr. Die Aermste! Sie hatte kein Glück. Es muß doch schrecklich sein, so sein Brod zu verdienen; schrecklich und ergötzlich manchmal, denn schließlich gibt es ja unter den Männern, die man auf der Straße trifft, auch sehr hübsche.

Jetzt gingen Alle auf meinem Trottoir und kein Einziger auf dem ihrigen. Die andere Seite des Fußsteiges lag jetzt in der Sonne. Sie kamen nach einander vorüber, Alte, Junge, Schwarze, Blonde, Graue und Weiße. Es gab unter ihnen sehr hübsche Männer, hübschere als mein Mann und als Dein Mann, als Dein gewesener Mann selbstverständlich, da Du geschieden bist.

Ich sagte mir: „Wenn ich ihnen einen Wink gäbe, würden sie mich, die ehrbare Frau, auch verstehen?“ Und nun erfaßte mich ein wahnsinniges Verlangen, ihnen einen Wink zu geben, ein Verlangen, so heftig, so unwiderstehlich, wie die Begierden der schwangeren Frauen. Ich habe manchmal solche Begierden. Das ist blöd, nicht wahr? Ich glaube, daß wir Frauen Affenseelen haben. Wir müssen immer Jemandem nachahmen. Wir ahmen unseren Gatten in den Honigmonden nach, wenn wir sie lieben, dann unseren Liebhabern, unseren Freundinnen, unseren Beichtigern. Wir nehmen ihre Art zu denken und zu sprechen, ihre Worte, ihre Geberden an. Das ist dumm, aber es ist so.

Und wenn ich mich von einer Sache stark versucht fühle, so thue ich diese Sache.

Ich sagte mir denn: „Bei einem Einzigen will ich den Versuch machen, um die Wirkung zu sehen. Was kann mir geschehen? Nichts. Wir werden ein Lächeln austauschen, das ist Alles, und wir werden einander nie wiedersehen; und wenn

wir einander wiedersehen, wird er mich nicht wieder erkennen; und wenn er mich wieder erkennt, werde ich leugnen.“

Ich begann denn zu wählen. Ich wollte einen Hübschen, sehr Hübschen. Plötzlich sehe ich einen großen Blondon kommen, einen sehr hübschen Jungen. Du weißt, ich liebe die Blondon.

Ich schaue ihn an, er schaut mich an; ich lächle, er lächelt; ich nicke mit dem Kopfe kaum merklich; er nickt Ja und — tritt ins Haus. Ja, Liebste, er tritt beim Haus-
thor ein.

Du kannst Dir nicht denken, was in jenem Augenblicke in mir vorging. Ich glaubte den Verstand zu verlieren. Ach, welche Angst! Denke, er wollte vielleicht mit den Dienstleuten sprechen! mit Joseph, der meinem Gatten so treu ergeben ist. Joseph würde sicherlich geglaubt haben, daß ich diesen Herrn schon seit längerer Zeit kenne.

Was war zu thun? Er mußte sogleich, binnen einer Sekunde, anläuten. Was sollte ich anfangen? Ich dachte, das Beste würde sein, ihm entgegen zu eilen, ihm zu sagen, daß er sich täusche, ihn zu bitten, daß er gehe. Er würde sicherlich einer Frau, einer armen Frau sich erbarmen. Ich stürze denn zur Thüre und öffne sie gerade in dem Augenblicke, da er die Hand an die Glocke legte.

Ich stammelte, fast außer mir: „Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Sie täuschen sich; ich bin eine ehrbare Frau, eine verheirathete Frau. Es ist ein entsetzlicher Irrthum! Ich habe Sie für einen meiner Freunde gehalten, dem Sie sehr ähnlich sehen. Haben Sie Erbarmen mit mir, mein Herr!“

Da beginnt er zu lachen, Liebste, und antwortet mir: „Guten Tag, mein Käzchen! Die Geschichte kenne ich schon! Du bist verheirathet, das heißt: Du willst zwei Louisdors haben statt einen. Du sollst sie haben. Vorwärts, zeige mir den Weg.“

Und er drängt mich zurück und schließt die Thüre. Und da ich entsetzt vor ihm stehen bleibe, küßt er mich, faßt mich um den Leib und führt mich nach dem Salon, dessen Thüre offen geblieben war.

Dann beginnt er umherzuschauen wie ein Gerichts-Vollzieher, und sagt: „Alle Wetter, hier sieht es aber fein aus, sehr chic! Es geht Dir wohl augenblicklich sehr schlecht, daß Du Dich auf's „Fensterln“ verlegst?“

Nun begann ich von Neuem ihn zu bitten. „Ach, mein Herr! gehen Sie doch! Mein Mann wird sogleich nach Hause kommen. Im Augenblick muß er da sein; das ist seine Stunde. Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich täuschen.“

Darauf erwidert er mir ganz ruhig: „Nala, genug der Fagen! Wenn Dein Mann kommt, schenke ich ihm was, daß er fortgehe, um eine kleine Erfrischung zu nehmen.“

In diesem Augenblicke entdeckt er Raouls Photographie auf dem Kaminstims.

— Ist's Der, Dein Mann? fragt er mich.

— Ja.

— Nun, er sieht albern genug aus! Und Die da? Wohl eine Deiner Freundinnen?

Es war Deine Photographie, Liebste; die in Ball-toilette. Ich wußte nicht mehr was ich sprach und stammelte:

— Ja, eine meiner Freundinnen.

— Sie ist recht nett; Du mußt mich mit ihr bekannt machen.

Da schlägt die Pendeluhr die fünfte Stunde und Raoul kommt täglich um halb sechs Uhr nach Hause. Denke Dir, wenn er käme, ehe der Andere fort ist! Da verlor ich völlig den Kopf . . . und ich dachte . . . ich dachte . . . daß es das Beste wäre . . . mich dieses Menschen zu entledigen . . . so rasch als möglich . . . Je eher desto besser . . . Du begreifst . . . und nun . . . da es sein mußte . . . Du siehst wohl ein, daß es sein mußte . . . schob ich den Riegel vor . . . Ja . . . er wäre sonst nicht weggegangen . . .“

Die kleine Marquise von Kennedon hatte zu lachen begonnen und lachte jetzt so unbändig, daß das ganze Bett davon zitterte.

Als sie etwas ruhiger geworden, fragte sie:

— Und war es ein hübscher junger Mann?

— Aber ja!

— Und Du beklagst Dich noch!

— Das heißt . . . er sagte nämlich . . . er werde morgen wiederkommen . . . zur selben Stunde . . . und ich habe schreckliche Angst! Du hast keinen Begriff, wie eigensinnig und hartnäckig dieser Mensch ist! . . . Was soll ich thun? . . . Sprich, was soll ich thun?

Die kleine Marquise hatte sich in ihrem Bette aufgesetzt, um nachzudenken und sagte plötzlich:

— Laß ihn verhaften!

Die Baronin war verblüfft über diesen Vorschlag und stammelte:

— Wie? Wo denkst Du hin? Ihn verhaften lassen? Unter welchem Vorwande?

— Oh, ganz einfach. Du wirst zum Polizei-Kommissär gehen und wirst ihm sagen, ein junger Mann verfolge Dich seit drei Monaten und habe gestern die Frechheit so weit getrieben, in Deine Wohnung einzudringen und zu drohen, daß er morgen wiederkommen wolle. Darum suchst Du um den Schutz des Gesetzes an. Man wird Dir zwei Sicherheits-Agenten beistellen, die ihn verhaften werden.

— Aber, Liebste, wenn er erzählt . . .

— Man wird ihm nicht glauben, wenn Du Deine Geschichte dem Polizei-Kommissär geschickt erzählt hast. Dir aber wird man glauben, da Du eine Frau aus tadelloser Gesellschaft bist.

— Ach, ich werde niemals wagen.

— Du mußt wagen, Liebste, oder Du bist verloren.

— Bedenke, daß er mich insultiren wird, wenn man ihn verhaftet.

— Nun, Du wirst Zeugen haben und wirst ihn verurtheilen lassen.

— Verurtheilen? Zu was?

— Zu einer Geldstrafe. In einem solchen Falle muß man unbarmherzig sein.

— Ach, weil Du von einer Geldstrafe sprichst, fällt mir eine Sache ein, die mir sehr lästig und unangenehm ist . . . Er hat auf dem Kaminsims zwei Louis zurückgelassen . . .

— Zwei Louis?

— Ja.

— Nicht mehr?

— Nein.

— Das ist wenig. Das würde mich beschämt haben. Nun?

— Nun, was soll ich mit diesem Gelde anfangen?

Die kleine Marquise sann einen Augenblick nach, dann sagte sie mit ernster Miene:

— Meine Liebe . . . Du mußt Deinem Mann ein kleines Geschenk machen . . . Das ist nur recht und billig . . .

Und so weiter!

Genossen hab' ich manches Weib,
Wie Du, will keines schmecken,
Jetzt weilst Du viele Meilen fern
Und handelst mit Bröddchen und Wecken
u. s. w.

Auch Deine Semmel ist gewiß
Nicht halb so appetitlich,
Man findet keine, die wie Du,
Frisch, knusp'rig, weich, weiß, niedlich
u. s. w.

Ach, jede Semmel, jedes Weib,
Die's gibt in ganz Golkonde,
Gäh' gern' ich, könnt' ich zausen nur
Dein Haar, das semmelblonde
u. s. w.!

Titanello.

Beim Nachtsich.

Ach, mein geliebter Freund, wie traurig und verdrossen bin ich! Ich habe sehr schlimme Nachrichten von meiner Mama erhalten! . . .

Es war neun Uhr Morgens. Die Jose der Lina Prett hatte soeben die schweren Vorhänge weggezogen, um das Tageslicht einzulassen.

Robert von Fladerich rieb sich in diesem — für ihn stets sehr unbehaglichen — Momente die Augen und fragte mit eingerotheter Stimme:

— Was gibt's? Schon wieder Deine Mutter? . . . mit ihrer Lähmung? . . .

— Ja, sie hat wieder einen Anfall gehabt . . . Sieh, was man mir schreibt . . . Ich muß nach Salzburg abreisen. Margareth, bereiten Sie mir das graue Kleid vor und mein Reise-Necessaire. Vergessen Sie diesmal die Erdbeer-Crème nicht! . . .

Während sie diese Weisungen ertheilte, hüpfte Lina Prett mit einer geschmeidigen Bewegung vom Bette und lief in das Toilette-Zimmer, wo man bereits das Wasser plätschern hörte, das aus den Hähnen in die Badewanne von rothem Granit floß.

Robert nahm sich nicht die Mühe, den Brief zu lesen. Er kannte nun den verdrießlichen Inhalt desselben, wozu soll er sich noch mit der Entzifferung dieses Gefügels irgend einer Bauernmagd abmühen? Er zündete eine Zigarrette an, stemmte

einen Ellbogen auf die mit blauen Seidenschleifen gezierten Polster und begann nachzudenken.

Gewiß, es ärgerte ihn, daß von Zeit zu Zeit seine Geliebte ganz plötzlich und unerwartet abreisen mußte, um ihre Mutter zu pflegen, die gar zu häufig erkrankte. Aber es hatte für ihn einen eigenartigen Reiz, bei diesem phantastischen und reizenden Geschöpfe dieses ernste Gefühl zu sehen.

Die Thatsache, daß sie eine Mutter besaß, eine Mutter, die sich eine Krankheit gestattete, eine Mutter, die sie in der Ferne pflegte; die große Raschheit, mit welcher alle Anstalten getroffen wurden, damit sie zu dieser gebieterischen Herzenspflicht eilen könne: Alldies schien Robert ein seltener Luxus bei dieser, der Halbwelt angehörnden Frau. Es schien ihm, als würde sie dadurch sich den Frauen der besseren Stände nähern. Er respektirte Lina fast, daß sie solch' zärtlicher Gefühle und Aufopferung fähig sei, wie sie sonst nur im Gefolge einer besseren Erziehung anzutreffen sind. Und so nahm denn seine Stimme einen gewissen Akzent theilnahmsvoller Nührung an, als er in das Toilettezimmer, durch dessen offene Thür ein scharfer Duft von Eisenkraut hereindrang, seiner Geliebten hinüber rief:

— Ich habe meinen Wagen für zehn Uhr bestellt. Wenn Du willst, fahre ich Dich nach dem Bahnhof. Der Sitzzug geht doch wohl noch immer um elf Uhr zwanzig Minuten?

Worauf eine hastige und erregte Stimme — es war ohne Zweifel die ungeduldige Sorge — erwiderte:

— Noch immer um elf Uhr 20; ich glaube es wenigstens. Es ist sehr lieb von Dir, mein guter Koby, daß Du mich zur Eisenbahn bringen willst.

Jetzt gab es im Toilettezimmer ein kurzes Geflüster. Es war die Jose Margareth, die ihrer Herrin etwas zutuschelte. Dann ward wieder die immer mehr erregte Stimme Linas hörbar, die ausrief:

— Was? das Kleid ist nicht nach Hause gekommen? Die Francine hatte es mir doch für gestern versprochen! Ich hatte sie so sehr darum gebeten. Schicken Sie schnell Jemanden zur Francine!

Wenngleich es sonst nicht seine Sache war, den Dingen auf den Grund zu gehen, war Robert dennoch betroffen von der Doppelnatur dieses lieben, blonden Kindes, das er in sein Herz geschlossen hatte. So zärtlich besorgt um ihre kranke Mutter und zugleich so erregt über das Ausbleiben eines neuen Kleides!

*

Hier sollen einige Worte eingeschaltet werden; nicht für die Leserinnen, die sicherlich schon Alles errathen haben, sondern für die Leser, die weniger Scharfsinn besitzen und welchen ein ähnliches Abenteuer gewiß schon wiederholt passirt ist, ohne ihnen die Augen zu öffnen.

Linas Mutter wohnte in Salzburg, Das ist wahr. Sie übte die Profession einer Bettstuhl-Vermietherin in der dortigen Domkirche aus; aber in ihrem ganzen, gottgefälligen Leben hatte sie niemals den geringsten Schlaganfall, oder die mindeste Lähmung gehabt. Und folglich setzte Lina Prett auch niemals einen Fuß nach Salzburg. Diese sehr gewöhnliche Geschichte von der Krankheit ihrer Mutter gestattete ihr kleine Abstecher nach Linz — allwo Herr Blunzmeier, Ober-

lieutenant im Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister, sie sehnsüchtig erwartete. Und während das Pärchen in Linz in seligen Wonnen der Stunden vergaß, sorgte eine vertraute und verlässliche Freundin in Salzburg dafür, daß die Briefe und Depeschen an Robert von Fladerich nach Wien abgesendet würden, mit welchen Lina Prett vor ihrer Abreise aus der Kaiserstadt sie reichlich versah.

Aber nichts ist vollkommen hienieden. Während sie im Cab nach dem Westbahnhofe fuhren, sagte Robert, der selbst den feurigen Traber lenkte, zu seiner Geliebten gewendet:

— Lieber Schatz! wenn ich Dir schreibe, so antworte doch vernünftig auf meine Briefe. Ich begreife ja Deine Zerstretheit und Deine Unruhe, wenn Du bei Deiner kranken Mutter bist, aber ich muß sagen: die Briefe, die Du mir aus Salzburg schreibst, sind oft von der Art, daß ich fast glauben möchte, Du habest die meinigen nicht gelesen.

— Aber, Robert, wo denkst Du hin?

Sie hätte hell auflachen mögen, wenn nicht das verspätete Eintreffen ihres Reisefleides sie um ihre gute Laune gebracht hätte.

Endlich war ja das Kleid gekommen, aber so spät! . . . so spät! . . . Als sie am Eingang der Mariahilfer-Straße ankamen, fragte Lina zum zehnten Male:

— Wie spät ist es denn?

— Fünf Minuten vor elf. Oh, wir haben noch Zeit.

Vor der Kirche mußte das Cab plötzlich halten. Das Pflaster war aufgerissen und auf der einen Hälfte der Straße, welche die Arbeiter für den Verkehr freigelassen hatten, zog eine Militär-Colonne daher.

Lina verging vor Ungeduld; Robert biß sich verdrossen in die Lippen.

— Biege in eine Seitengasse ein! rief seine Geliebte ihm zu.

Das that er denn auch. Aber da gab es ein neues Mißgeschick; an einer Straßenkreuzung mußte man warten, bis eine lange Reihe von Bierwagen vorüber war.

Endlich war auch dieses Hinderniß überstanden. Robert ließ den Traber laufen was er konnte; aber es half nichts; als man im Bahnhof ankam, war der Zug soeben abgegangen.

Lina rang die Hände und weinte vor Wuth.

— Aber kränke Dich doch nicht, Schatz, tröstete Robert; Du wirst mit dem Nachtzug reisen, der um acht Uhr abgeht.

Lina aber befreundete sich nur schwer mit diesem Gedanken.

— Glaubst Du, Dies sei so angenehm, wenn man erwartet wird! antwortete sie.

— Aber Du hast ja Deine Ankunft gar nicht angekündigt! warf Robert ein.

Darauf entgegnete sie lebhaft:

— Das ist wahr . . . Aber, da Mama so schwer krank ist, weiß man, daß ich so bald als möglich kommen werde.

— Nun, Du wirst eben sagen, Du habest nicht früher als mit dem Abendzuge reisen können. Und damit basta!

Hätte Lina nicht bedacht, daß Robert von Fladerich für sie ein Monatseinkommen von fünfhundert Gulden bedeuete, daß Dies nunmehr seit zwei Jahren wahrte und voraussichtlich noch lange währen sollte: wie gerne hätte sie ihm ihren Oberlieutenant Blunzmeier vor die Nase gehalten, — den

armen Blunzmeier, der sie vergebens im Bahnhof zu Linz erwarten und gewiß einen bösen Nachmittag haben wird, während sie . . .

Nun, auch sie verbrachte den Tag recht trübe.

— Willst Du bei mir diniren? hatte Robert gefragt.

— Ja, aber um sechs Uhr genau.

Sie wollte sich nicht dem Falle aussetzen, auch den Acht-Uhr-Zug zu versäumen. Lieber würde sie im Bahnhofs warten.

Sie aß denn auch mit großer Ungeduld und als die Uhr die siebente Stunde schlug, erhob sie sich vom Tische und sagte:

— Ich hole meinen Mantel.

— Wie, Du willst keinen Nachtsch?

Ohne zu antworten ging Lina in das benachbarte Zimmer, um ihren Mantel zu holen.

In diesem Augenblicke trat Robert's Diener ein und übergab seinem Herrn ein Telegramm, das soeben gekommen war. Robert zerriß den Umschlag, las und las wieder und schien sehr erstaunt. Dann warf er das Telegramm auf den Tisch hin und saß nachdenklich da und endlich begann er erregt im Speisezimmer hin- und herzugehen.

Lina erschien wieder; sie war jetzt in ihren Mantel gehüllt.

— Nun, führst Du mich nach dem Bahnhofs? fragte sie.

— Nein.

— Warum nicht?

— Wegen des . . . Nachtsches.

— Was soll Das heißen?

Ohne weiter ein Wort zu sagen, nahm er die Depesche vom Tische und reichte sie ihr.

Und sie las hastig:

„Salzburg, 5 Uhr 30 M.

Wohlsein angelangt. Mutter sehr krank getroffen. Bleibe einige Tage. Morgen Brief. Küßt Dich Deine traurige Lina.“

In ihrem Aerger über das Versäumen des Zuges hatte Lina vergessen, die Salzburger Freundin zu verständigen, daß sie die Depesche Nr. 1 nicht absenden solle.

Lina stand sprachlos da und die Beiden betrachteten einander stumm. Bei dieser Gelegenheit machte Robert die plötzliche Wahrnehmung, daß die Wangen seiner Freundin ziemlich flach seien. Der Bohn, der ihm einen Augenblick die Kehle zugeschnürt hatte, wich plötzlich und machte einer Heiterkeit Platz, die in einem lauten Gelächter losplatzte. Jede Bitterkeit war geschwunden; Robert begriff, daß man immer weniger liebt, als man sich einbildet.

Er machte eine gemüthliche Geberde und sagte:

— Der Streich wäre nicht so übel, aber nun ist er doch mißlungen, und Du wirst einsehen, daß es aus ist zwischen uns . . .

Und darum steht man neuestens Lina Prett wieder sehr häufig im Prater, wo sie von ihrem Fiaker die suchenden Blicke aussendet . . .



Vor Gericht.

Präsident (streng zu dem Angeklagten): Leugnen Sie nicht; Sie allein sind es, der dieses unglückliche Mädchen vom Pfade der Tugend abwendig gemacht hat.

Angeklagter (mit weinerlicher Stimme): Mein Gott! Einer muß doch den Anfang machen! . . .

*

Grausam.

Ein Herr, der es sehr nöthig hat, findet sämtliche Thüren einer öffentlichen Zufluchts-Stätte verschlossen und entfernt sich unter verzweifelten Grimassen.

Da ruft ihm die greise Hüterin des Ortes nach:

— Mein Herr! vielleicht könnten Sie morgen wiederkommen?

*

Treuherzig.

Miß Plumpudding ist als degagirte Engländerin allein nach der Schweiz gegangen. In Begleitung eines Führers, eines strammen jungen Burschen, klimmt sie einen hohen Berg hinan. Die schlanke, kräftige Gestalt des Burschen fesselt alsbald dermaßen die Aufmerksamkeit der Miß, daß sie keinen Blick hat für die übrigen Schönheiten der Natur. Die Miß legt allen angeborenen Stolz beiseite und beginnt mit Franz zu liebäugeln und freundlich zu konversiren. In einer Höhe von tausend Fuß über dem Meeresspiegel erreicht die Miß endlich ihren Zweck . . .

Als Alles glücklich vorüber war, glaubte Miß Plumpudding bemerken zu sollen:

— Aber, lieber Franz, mir scheint, wir sind doch etwas zu weit gegangen! . . .

— Ah ja! Das hätten's weiter unten auch haben können, erwiderte der biedere Schweizer.

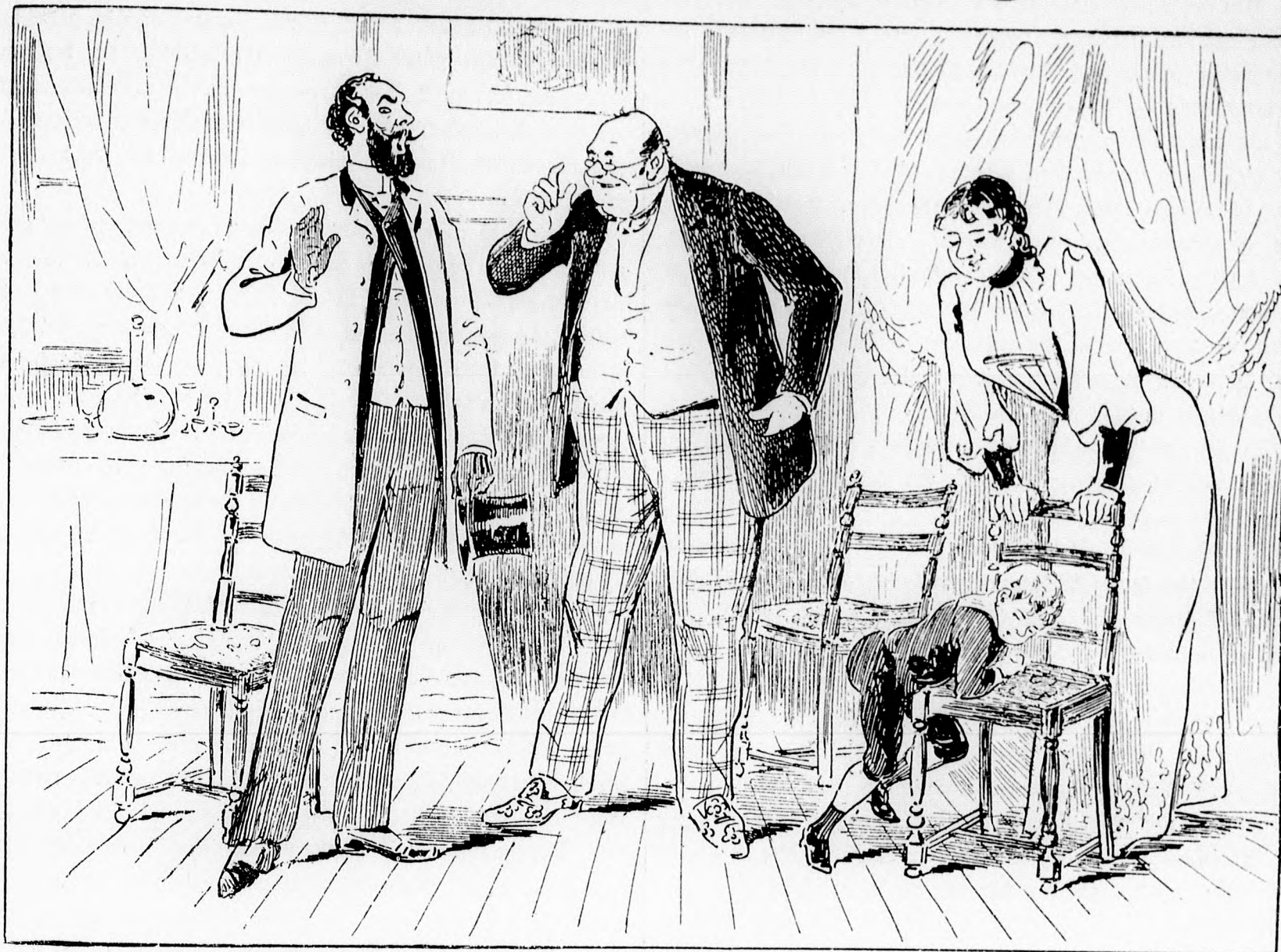
*

Pathologisches.

— Wie vielemal in der Minute schlägt unser Herz, Herr Doktor? fragt in Gesellschaft eine Dame, die zu viel wissen will, einen Arzt.

— Madame, erwidert der Doktor boshaft, — viel wichtiger als dies wäre für uns zu wissen, für wie viele Ihr Herz schlägt.

Ein Schreckenskind.



— Kränzchen, hättest Du Herrn Maier lieber zum Papa, als mich?
 — Ich nicht, aber Mama!

Ein Hôtel zu verkaufen.

Es war an einem 31. Dezember, als Leona von Berthilly zum ersten Male Henri Marnet begegnete. Madame D'Relly, die reizende Irländerin mit dem heimwehmüthigen Blicke, pflegt bekanntlich an diesem Tage ein Diner zu geben, das „Diner der Einsamen“, zu welchem alle jene ihrer Freunde eingeladen werden, die keine Neigung und keine Gewohnheit am häuslichen Herde erwartet, um gemeinsam über die Schwelle des neuen Jahres zu schreiten. In einer solchen, so reizenden und eigenartigen Abendgesellschaft mußte die Sympathie zwischen Marnet und der Baronin Berthilly erwachen.

Sie war eine sehr junge Frau — kaum 23 Jahre alt und trug im Herzen bereits die Trauer einer schmerzlichen Vergangenheit. Mit siebzehn Jahren hatte man sie mit einem Manne von hoher Stellung und uneingestandenem Alter verheirathet, den das durchdringende Aroma dieser knospenden Jugend in Versuchung geführt hatte. Allein der Blasirte hatte diesen Streich, den seine Leidenschaft ihm gespielt, bald bedauert. Die siebzehn Jahre, die ihn entzückt hatten, wurden für ihn jetzt eine Ursache der Verzweiflung und er gelangte

bald dahin, Leona zu hassen und zu martern. Und er würde sie ohne Zweifel genöthigt haben, irgend einen gewaltsamen Entschluß zu fassen, wenn nicht ein zur rechten Zeit eingetretener Schlaganfall ihn an den Rollstuhl gefesselt hätte. Die Aerzte hatten dem Baron ein mildes Klima aufzusuchen empfohlen und so war er denn nach dem Süden gegangen. Seiner jungen Gemahlin hatte er verboten, ihn zu begleiten.

So lebte sie denn seit zwei Jahren allein, in der Ruhe dieses Schein-Witthums. Sehr oft hatte man ihr gesagt, daß man sie liebe, aber sie hatte es nie geglaubt. Sie respektirte die Liebe und glaubte nicht, daß dieselbe eines jener Dinge sei, die unter den Bibelots eines Salons herumliegen. Sie war daher entschlossen, ihr Leben in der völligen Ruhe ihres Herzens fortzusetzen.

Dann kam jener Abend bei Madame D'Relly, den sie in einem Winkel des Salons mit Henri Marnet verplauderte. Beide hatten, indem sie sich hörten, das durchdringende, freudige Gefühl, bei einem anderen Wesen die im Innersten der Seele gehegten Empfindungen wiederzufinden. Leona sagte sich nicht, daß er schön sei. Und er selbst übersah vielleicht den vollen Reiz dieses fein geformten Hauptes, dieses zarten und vollkommen gebildeten Körpers. Um die ganze Wahrheit zu sagen:

sie dachten an nichts; sie empfanden ein Glück, welchem ihre Seele sich mit wonnigem Behagen hingab.

Am folgenden Tage machte Henri einen Besuch bei Frau von Berthilly und bald darauf wieder einen. Allmählig gewöhnten sie sich daran, einander täglich zu sehen, ohne daß der Eine oder die Andere gemerkt hätte, daß in ihrem Leben sich etwas geändert habe. Sie waren bald auf dem Punkte, sehr intim mit einander zu sprechen. Leona lernte die große Rede im Herzen ihres Freundes kennen, seine Enttäuschungen, seine Sehnsucht nach einer sicheren, ungestörten Zärtlichkeit.

Aus diesen langen Zusammenkünften war die Begierde verbannt; Beide verblieben im Zustande einer ruhigen Zärtlichkeit. Und an jenem Mai-Abende, an welchem Henri, mit seiner Freundin am offenen Gartenfenster stehend, ihre beiden Hände ergriff und sie mit den Worten „Oh, Freundin, wie bete ich Sie an!“ an die Lippen führte, — hätte er schwören können, daß kein lauterer Gedanke sich in diese Offenbarung seiner Seele mengte.

Indeß änderte sich ihre Lage dennoch seit dem Tage, an welchem dieses erste Liebeswort ausgesprochen worden. Ein genialer Träumer hat irgendwo erzählt, wie die einmal ausgesprochenen Worte zu Welten und Wesen werden. Es war, als hätte der von Henri ausgesprochene Satz einen bösen Dämon erweckt, der unermüdlich die Ruhe dieses zarten Platonismus störte, in welchem seit fünf Monaten sein Herz verweilte. Das Leid hielt seinen Einzug in das Eden dieser Freundschaft voll köstlicher Träume. Der süße Schein hatte seine Nebelschwingen entfaltet und war entflohen. . . . Henri schickte sich an, den zweiten Akt der Liebe zu spielen, denjenigen, wo die Leiden beginnen, die Leiden, die noch wonnig sind, weil man hofft.

Sein Charakter änderte sich einigermaßen; er ward ungerecht, machte Leona den Vorwurf, daß sie ihn weniger liebe, schlecht liebe. Doch wagte er nicht, ihr den Grund seines Leids zu gestehen. Allein, die junge Frau hatte begriffen. Nicht ohne Betrübniß war sie Zeugin des Kampfes, welcher die Seele ihres Freundes aufrieb und seine Nerven zerrüttete. Sie hatte — wie alle Frauen es einmal thun — den schönen Traum von einer Liebe geträumt, die nichts mit dem rauhen Leben gemein hätte. Dies war offenbar unmöglich. Und sie fragte sich, ob sie das Recht habe, so unerbittlich zu sein dem einzigen Wesen gegenüber, welchem sie süße Stunden zu verdanken hatte. Welche Pflicht hielt sie denn zurück? Sie stand allein in der Welt, hatte kein Kind, ihre Eltern waren todt. Ihr Gatte? . . . Eine Null in ihrer Existenz. Und nun entstand auch in ihrer Seele der Kampf und sie fühlte sich mit jedem Tage der Stunde näher, wo sie zu Henri sprechen würde: „Ich bin Dein“.

Doch ihr ganzer weiblicher Stolz bemühte sich, diese Dinge vor Marnet zu verbergen, der sie der Kälte zieh. So entstand denn im Stillen ein Mißverständniß zwischen ihnen gerade zu einer Zeit, da sie sich mehr als je zu lieben glaubten.

Sie verweilten bei zärtlichen Spielereien. Einmal schenkte Leona ihrem Freunde eine Stuhluhr, völlig derjenigen ähnlich, welche auf ihrem Schreibpulte stand; gleichzeitig sollten ihnen Beiden die Uhren mit ihrem tiefen Schlag die Stunde künden, und wenn sie, Jeder in seinem Heim, an einander dächten,

würden sie gleichzeitig das Gefühl der fliehenden Zeit haben. Ein anderes Mal sandte ihr Henri einen herrlichen Kupferstich von Rops „Die Verzauberung“; sie brachte das Bild ihrem Bette gegenüber an, genau so wie ein zweiter Abzug desselben in dem Zimmer ihres Freundes angebracht war; bei ihrem Erwachen sollten Beider Blicke an demselben Bilde haften.

— Uebrigens, sagte Marnet eines Tages, will ich ein Zimmer haben ganz so wie das Ihrige, und darum werde ich ausziehen.

— Das ist ein guter Gedanke; wir werden zusammen eine Wohnung für Sie suchen, erwiderte Leona. Und nach einer kurzen Weile fügte sie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln hinzu: Es wird dann sein, als hätten wir ein doppeltes Heim.

Henri bebte zusammen, als hätte ein neuer Hoffnungsstrahl ihn durchzuckt.

Und sie begannen zusammen diese Wohnung zu suchen. Allein, Leona machte überall Einwendungen; es schien, als wollte sie verhindern, daß ihr Freund eine endgiltige Wahl treffe.

. . . Eines Morgens erhielt sie von Henri Marnet folgenden Brief:

„Ich glaube das Haus meiner Sehnsucht gefunden zu haben. Die Wohnungen taugen nichts, Sie haben Recht; darum dachte ich daran, ein Hôtel zu erwerben. Ich habe das Haus soeben in aller Eile besichtigt. Sie können sich nicht denken, welche Sympathie dieser Ort mir eingefloßt hat. Ich fühlte etwas von dem Zauber, der in Ihrem Salon auf mich einwirkt, in Ihrem Garten, überall wo Sie sind. Ich bitte Sie, kommen Sie heute um 3 Uhr, damit ich Ihnen das Haus zeige. Sie werden es lieb gewinnen, ich bin dessen sicher.
Henri.“

„Nachschrift. In meiner Begeisterung hätte ich fast vergessen, Ihnen die Adresse anzugeben: Rue d'Athènes, 43.“

Rue d'Athènes! Wo konnte Das sein? fragte sich Leona. Es war ohne Zweifel eine neue Straße, in irgend einem Malerviertel, sicherlich sehr weit von ihrer Wohnung. Sie bestellte den Wagen auf halb drei Uhr. . . .

. . . Frau von Berthilly saß nachdenklich in ihrem rasch dahin eilenden Coupé; ihre Blicke schweiften, ohne zu sehen, über die Dinge dahin. Eine Straßenecke jedoch, an welcher die ärmliche, mit Roth bedeckte Bude eines Flickschusters stand, fesselte so plötzlich ihre Aufmerksamkeit, daß sie zusammenfuhr; einst kam sie täglich an dieser ärmlichen Bude vorüber. Ihr Interesse war nunmehr wachgerufen und ihre Augen hasteten gierig an jeder Einzelheit. Seit langer Zeit hatte sie nicht mehr Gelegenheit gehabt, in dieses Stadtviertel zurückzukehren. Jetzt machte der Wagen eine Wendung und lenkte in eine Straße ein, in die kleine, stille Rue de Tivoli, wo Leona geboren worden war. Sie neigte sich instinktiv zum Wagenfenster hinaus und las auf der frisch angebrachten blauen Tafel in sauberen, weißen Lettern: Rue d'Athènes. Diese Straße, die sie nicht wiederzuerkennen glaubte, war diejenige, in welcher Henri künftig leben wollte. Und da erinnerte sie sich plötzlich der Nummer des Hauses: 43! In diesem Augenblicke hielt der Wagen. Das Haus Nr. 43 war das ehemalige Familienhaus ihrer Eltern, das Haus, wo sie siebzehn Jahre ihres Lebens zugebracht hatte.

Sie stieg aus. Ihre Blicke hasteten auf dem hohen Haus-
thore von Eichenholz, das mit kunstvoll ausgeführten Schnitz-
ereien bedeckt war, dann an dem Hammer von Bronze, wo
durch den langen Gebrauch die im Geschmacke des vorigen
Jahrhunderts geschmiedete Gruppe von nackten Frauengestalten
und Amoretten einen schimmernden Glanz erhalten hatte. Als
sie zum letzten Male hier war, stand das Thor weit offen;
das Thorgewölbe war mit schwarzem Tuche behangen und
brennende Wachskerzen umgaben einen Sarg, in welchem die
todte Mutter ruhte . . . Dann ward sie weggeführt und als
sie drei Monate später wieder nach Paris kam, war das
Haus verkauft.

Auf ihr Läuten ward das Thor geöffnet. Eine alte Frau
mit fahlem Gesicht und ruhigen Geberden führte die Baronin
in das Haus. Leona blickte auf die Uhr; sie war eine Vier-
telstunde vor der anberaumten Zeit gekommen und hatte dem-
nach einige Minuten zu ihrer Verfügung.

— Ich möchte das Haus besichtigen, sprach sie.

— Sehr wohl, Madame; ich will Ihnen Alles zeigen.
Das Haus ist sehr schön in Stand gesetzt, ganz neu gemalt.
Der Herr, der zuletzt hier gewohnt . . . man sagt, es sei ein
reicher Amerikaner gewesen, der viele Millionen besaß . . .
hat hier wunderbare Dinge machen lassen. Aber er ist fort;
er mußte in Geschäften wieder in seine Heimath reisen.

Leona hörte kaum, was die Alte sprach. Vor der Loge
der Pförtnerin stehend blickte sie ins Leere; sie war wie geistes-
abwesend; sie ward wieder das Mädchen, das Kind von ehe-
mals. Sie sah sich wieder in den Windungen der Doppel-
treppe, unter dem hohen Thorgewölbe, sich zu irgend einem
Gange anschickend, begierig Vieles zu sehen und Alles zu wissen
. . . Und dann dachte sie, welche geringe Stütze sie in den
Stunden des Leids an ihren persönlichen Neigungen und Lieb-
habereien gefunden. Verse, Musik und ähnliche Kurzweil mö-
gen den Reiz eines glücklichen Lebens vervollständigen; aber
sie reichen nicht aus, um die Seele zu trösten, wenn sie leer
ist und gequält . . .

— Das ist der große Salon, er geht auf eine Gallerie . . .

Jetzt belebte sich in ihrer Erinnerung ihr erster Ball.
Ihre Eltern hatten den Hausball veranstaltet, um sie in die
Gesellschaft einzuführen. Sie erinnerte sich, daß ihr Vater ein-
gewilligt hatte, an jenem Abende zuhause zu bleiben, — ein
Umstand, der sehr selten vorkam. Welche Freude hatte sie sich
von diesem ersten Ball versprochen und welche Enttäuschung
war es, als sie von einer abscheulichen Migraine ergriffen,
um ein Uhr Morgens zu Bette gehen mußte! . . . Ein
Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Seit einigen Minuten hatte sie den peinlichen Eindruck,
den man fühlt, wenn man nach langer Abwesenheit ein theures
Gesicht unkenntlich wiederfindet. Alles war anders in diesem
Hause, das sie so anheimelnd gekannt hatte mit seinem dunkeln
Getäfel, seinen Portraits, die einander so ähnlich waren, sei-
nen Möbeln, wo das Leben anderer Wesen, deren Blut sie
in ihren eigenen Adern fühlte, ruhig dahinsfloß. Der Ameri-
kaner hatte Alles umgeändert. Die feinen, geschnitzten Wand-
felder hatte er mit Stoffen überziehen lassen, Teppiche verbar-
gen den schimmernden Estrich, wo sie so viel herumgelaufen
war. Alles verändert sich, und so schnell! . . .

— Hier ist das Badezimmer der Hausfrau. Es ist Alles
mit den neuesten Erfindungen eingerichtet. In fünf Minuten
kann ein Bad bereitet werden.

Die Baronin trat mit raschen Schritten an das Fenster,
dessen Scheiben von Milchglas das Licht dämpften. Mit einer
raschen Handbewegung öffnete sie das Fenster, lehnte sich auf
das Fensterbrett und schaute in den Garten hinaus.

Unter den Strahlen einer matten Sonne begannen die
Blätter — diese raschlebigen, schwächlichen Pariser Blätter —
zu vergilben . . . Einige Bäume waren gefällt worden; Leona
sah die leeren Stellen, wo dieselben gestanden hatten. Eine
Krümmung der Allee rief eine besondere Erinnerung in ihr
wach, welche bisher in einem Winkel ihres Herzens geschlum-
mert zu haben schien. Sie war damals sechs Jahre alt; dort
war sie eines Tages, als sie sich sehr unglücklich fühlte, auf
die Kniee gesunken und hatte Gott gebeten, sie zu sich zu neh-
men. Sie sah genau ihre inbrünstige Haltung; sie sah sich
wieder, wie sie mit zum Himmel erhobenen Augen dalag und
wähnte noch die Kugeln ihres Rosenkranzes zwischen den Fin-
gern zu fühlen. Was war der große Kummer, der sie damals
den Tod wünschen ließ? Sie wußte es nicht mehr. Nur die
Erinnerung an das Leid war ihr geblieben.

Und wie sie sich vorhin gesagt hatte: „Alles verändert
sich“ — sagte sie sich jetzt: „Alles wird vergessen“.

— Hier ist noch ein zweiter Salon, welcher mit dem
Nebenzimmer in Verbindung steht; das ist sehr bequem. Wollen
Sie ihn nicht besichtigen, Madame?

Ja, sie wollte ihn sehen; sie wollte Alles sehen. Eine
peinliche Neugierde trieb sie an. Diese ganze Vergangenheit,
die jetzt auf sie einstürzte, verursachte ihr eine Art schmerz-
licher Betäubung.

Dieser Salon, wo Möbel und Vorhänge von rosa Peluche
waren, brachte sie einen Augenblick aus der Fassung. Ihre
Augen bemerkten einen leichten Bruch in der geschnitzten und
vergoldeten Guirlande eines alten hohen Spiegels, und sie er-
behte. Lange stand sie träumerisch vor diesem Bruch im Spie-
gelrahmen da! . . . Allmählig verschwand die rosa Peluche;
sie sah den kleinen Salon so wieder, wie er einst war, im
Empire-Styl eingerichtet, und ihr Herz pochte stürmisch. Mit
der Klarheit eines Wahngesichtes tauchte eine Scene der Ver-
gangenheit vor ihr auf. Dort, in jenem Winkel, saß ihre
Mutter im Gespräch mit einem jungen Manne . . . Dieser
junge Mann war der erste Traum der erwachenden Seele
Leona's; diesen hatte sie mit aller Größe, allem Ruhm aus-
gestattet. Wie liebte sie ihn in der Stille ihrer Seele! Sie
trug an jenem Abende — sie erinnerte sich dessen noch ganz
genau — ein Kleid von japanesischem Stoffe, mattgrün, mit
eingestickten Apfelblüthen gleichsam vollgeschneit. Am Klavier
sitzend spielte sie leise eine Mazurka von Chopin. Und der
milde, knappe Rhythmus war eine wunderbare Begleitung ihrer
Gedanken, während sie bei dem fahlen Schein der Lampe den
Geliebten betrachtete, der von ihrer Anbetung nie etwas er-
fahren sollte.

. . . Plötzlich hörte sie ihn sagen: „Ich bin heute ge-
kommen, Madame, um Ihnen meine bevorstehende Heirath an-
zukündigen. Sie werden mir hoffentlich erlauben, Ihnen meine

Frau vorzustellen . . .“ Die Arme glaubte vor Leid sterben zu müssen; aber sie starb nicht! . . .

Und sie lächelte jetzt bitter, indem sie sich erinnerte, daß sie die vorige Woche in einem Hause zu Gaste gewesen, wo auch dieser Mann, der einst ihr Innerstes bewegte, eingeladen war. Er war ein flacher, ehrgeiziger Streber der Tagespolitik geworden, durchaus unwürdig des grünen Kleides mit den Apfelblüthen, der Chopin'schen Mazurka, und der Träume ihrer Seele.

Mit dem Winde verweht auch die Liebe . . . „Nichts hat Bestand“ — sagte sich Leona, indem sie mit müden Schritten den kleinen Salon in rosa Peluche verließ.

*

Die alte Frau mit dem fahlen Gesichte fuhr fort zu erklären, ohne daß Leona auf ihre Worte achtete. Sie waren jetzt in den ersten Stock hinaufgegangen; gleich einem Schwarme dunkler Vögel stiegen überall Erinnerungen auf. In einem dunkeln Korridor stand eine Thür offen und durch diese fiel das Licht auf einen Spiegel, mit welchem ein Wandfeld bekleidet war. Leona sah ihr Bild in diesem Spiegel und blieb mit unruhigem Erstaunen stehen. Seit dem Augenblicke, da sie durch das Thor dieses Hauses geschritten, war ihr derzeitiges Wesen verschwunden, um ihrem ehemaligen Wesen Platz zu machen. Sie erkannte sich nicht mehr . . .

— Das ist das schönste Zimmer des Hauses, erzählte die Alte. Es liegt nach Süden, mit der Aussicht auf die Straße.

Leona blieb auf der Schwelle stehen. In diesem Zimmer war ihre Mutter gestorben. Die arme Frau hatte so viel gelitten. Leona wußte darum; die Sterbende hatte ihr all' ihren Jammer einer verlassenem Gattin gebeichtet. Sie glaubte noch die schwache Stimme der Sterbenden wie einen Hauch durch das Zimmer vibriren zu hören. „Mein Kind, das Einzige, was mir noch in diesem Augenblicke einige Kraft verleiht, ist das Bewußtsein, trotz Allem stets den geraden Weg gegangen zu sein. Alles trägt in diesem Leben . . . Alles verläßt uns . . .“

Leona weinte. Doch plötzlich bemerkte sie, daß die Blicke der Hausbesorgerin neugierig auf ihr ruhten; rasch schlug sie den Schleier herab, eilte die Treppe hinunter und warf sich in ihren Wagen.

*

Beunruhigt darüber, die Baronin nicht in dem Hause der Rue d'Athènes anzutreffen, und beunruhigt auch durch die Mittheilungen der Pförtnerin, erschien Henri Marnet noch am Abende desselben Tages, zur gewohnten Stunde, im Hause der Frau von Verthilly.

— Die gnädige Frau Baronin ist verreist, meldete der Diener. Sie hat diesen Brief für Sie, mein Herr, zurückgelassen.

Henri entsegelte mit fiebernder Hand das Billet und las:

„Vergeben Sie mir, mein Freund! Ich fühle, daß ich im Begriffe bin, Ihnen wehe zu thun. Aber geht nicht Alles wieder vorüber? Ich hätte Ihre Freundin sein können, aber nicht mehr. Das genügt Ihnen nicht mehr, darum müssen wir scheiden. Wir werden uns eines Tages, in einer späteren Zeit wiedersehen und es wird so besser sein.“

— Wohin ist die Frau Baronin gereist? fragte Henri.
— Nach Cannes, zum Herrn Baron.

Der Wagen, in welchem Henri Marnet in heiterer Stimmung mit der jungen Amerikanerin plauderte, die seit einigen Wochen seine Gattin war, kreuzte neulich im Gehölze den der Baronin Leona von Verthilly, die in tiefer Trauer war. Die Augen der Baronin und diejenigen Henri's hasteten einen Augenblick an einander, wie zwei gekreuzte Degen. Dann fuhr der Wagen schnell vorüber.

Henri wandte den Kopf und fand plötzlich, daß seine junge Frau sich mit einigem einigermaßen exotischen Geschmack kleide . . .

Leona hatte ihre Ruhe bewahrt. Sie erinnerte sich der Worte eines Weisen:

„Nichts kräftigt uns mehr, als die Erinnerung an eine Thorheit, die wir — nicht begangen haben.“



S o m m e r !

Is liegt im hellen Mittagssonnenscheine
Des Sees klarer Spiegel ausgebreitet,
Und d'rüber sich im hohen Bogen weitet
Des Himmels Pracht in wolkenloser Reine!

Am Uferstrand, zum dicht bebüschten Haine,
Den selten nur ein Wanderer beschreitet,
Hab' ich mein blond gelocktes Lieb geleitet,
Kühl ruht sich's hier auf weich hemoostem Steine.

Das holde Haupt an meine Brust geneiget,
Sagt mir ihr Aug' — darin ein Himmel blauet —
Wie schrankenlos mir ihre Lieb' vertrauet.

Die Lerche jubelnd auf 'gen Himmel steigt,
Dieweil den Dank für diese schöne Stunde
Mit Küßsen ich erstatt' dem Rosenmunde.

Asra.

Rosettens Revolver.

Von Catulle Mendès.

I.

Rosette Mirliton ist heute sehr früh aufgestanden. Man denke, es ist kaum zehn Uhr! Rosette ist der Rosenname, den ihr Spiegel ihr gerathen hat; Mirliton ist der Spitzname, den sie im vorigen Jahre vom Kirchweihfeste in Saint-Cloud mitgebracht hat. In ihrem Costüme von grauem Tuche eingepreßt, trippelt die Kleine längs der Häuser schnell dahin, wie ein Mäuschen, das sich spaltet. Ein regnerischer Sommermorgen lacht und weint um sie her. Die Sonne wirft breite Gold-



streifen durch das feine Gewebe der Morgendünste. Im hellen Grau der Straßen ziehen Karren zur Stadt, voll großer, rother Erdbeeren, schimmernder Kirschen und duftiger Rosen; es ist, als sähe man Obst- und Blumengärten auf Rädern dahinvollen. Fräulein Mirliton trippelt weiter ihres Weges; einzelne Regentropfen sitzen wie Brillanten auf den schwarzen Blumen ihres Schleiers.

Wohin geht sie denn so zu Fuße, daß die Spitzen und Ränder der Stiefelchen sich mit Straßenkoth bedecken? Zur Probe in ihr Theater? Nein; die „verwünschte Prinzessin“, dieses Zauberstück, in welchem sie die Rolle und die Tricots des dritten „Krebses“ ausfüllt, — die Tricots besser als die Rolle — macht noch immer allabendlich volle Häuser, und von dem nächsten großen geographischen Spektakelstück der Herren Verne und d'Ennery hat noch nicht einmal die Leseprobe stattgefunden.

Geht sie zu einem Rendezvous? Auch nicht; man halte sie doch nicht für eine jener kleinen Bürgerfrauen, welche die heuchlerische Stunde des Marktanges zu einem heimlichen und flüchtigen Liebes-Stelldichlein benötigen. Rosette liebt nicht vor dem Abend; ihr Herz und was dazu gehört, entzündet sich nur am Kerzenlichte. Oder ist sie in einer Anwendung von Genäsigkeit so früh aufgestanden, um sich selbst ein Näschen voll frischer Sahne zu holen, weil sie Erdbeeren mit Sahne und Zucker für ihr Leben gern zum Frühstück ißt? Nein, sie hat keinen Blick für die Milchbuden.

Vielleicht hat sie sich der Forderung irgend eines hochmüthigen Schneiders gefügt, welcher verlangt, daß seine Kunden am frühen Morgen, mit leerem Magen zu ihm kommen,

um das enge Leibchen zu probiren, das sich knapp um den Leib legt, wie die grüne Hülle einer noch unerschlossenen Blume? Nein; wenn sie zu ihrem Schneider ginge, würde sie die Gelegenheit benutzen, um mit geringschätziger Miene auf die fertigen Kleider zu schauen, die vor den bereits offenen Mode- und Konfektions-Geschäften ausgehängt sind. Geradeaus und entschlossen folgt sie ihrem Wege. Auf dem Boulevard hält sie inne; sie tritt bei einem Waffenhändler ein, wählt einen kleinen Revolver mit Perlmutter-Einlage im Kolben, läßt ihn vor ihren Augen laden, steckt ihn in die Tasche und springt in einen vorüberfahrenden Fiaker, dessen Kutscher sie den Befehl erteilt: „Nach dem Boulogner Gehölz, sehr rasch!“

II.

Denn sie will sterben.

Sterben wie Fräulein Damain in Wien, wie Fräulein Gabrielle Roux in Athen.

Was hilft es, daß man frivol ist und zwanzig flüchtige Liebchaften hinter sich hat? Was hilft es, daß man zu Jenen gehört, die im Orchester-Fauteuil sitzend ihre Beine und an der Logenbrüstung sitzend ihre Brüste zeigen? Es kommt ein Tag, an welchem das Herz ganz im Ernste Feuer fängt und ganz im Ernste bricht. Den zweiten Paß ihres Theaters hat Rosette angebetet. Warum? Das hat sie selbst nie recht begriffen. Weil er schön war, oder weil er häßlich war, weil er sie schmachtend anblickte, oder weil er sie gar nicht anblickte. Was lag auch an der Ursache? Sie hat ihn geliebt, sanft und glühend und war glücklich gewesen — volle drei Monate. Um ganz ihm anzugehören, hatte sie mit einem kurzen Achselzucken, als wollte sie sagen: „Was kümmere ich mich um Euch?“ — zwei ernste Verehrer verabschiedet, Einen, den sie täglich empfing und einen Zweiten, der wöchentlich zweimal kam. Sie hat dann arm und ehrbar gelebt, ihre Spitzen verkauft, ihre Schmucksachen verpfändet, und wußte oft nicht, ob und was sie am folgenden Morgen frühstücken werde. Das war ihr aber ganz gleichgiltig. Vor dem folgenden Morgen gab es die Nacht, die süße, wonnevolle Nacht mit tausend Küssen und Liebesfugungen! . . .

Und nun liebte der zweite Paß ihres Theaters eine andere Frau, eine häßliche, magere, nicht mehr junge Person mit spitzen Knochen, ein Brett mit Nägeln und blickdumm obendrein. Wegen einer solchen Dirne verlassen! Rosette leidet schrecklich. Nichts als Erinnerungen, keine einzige Hoffnung. Deshalb will sie sich tödten. Vor einem Jahre, als noch das Vitriol in der Mode war, würde sie den treulosen Geliebten entstellt haben; — was die Nebenbuhlerin betraf, so war es unmöglich, sie noch häßlicher zu machen. Aber solche Dinge thut man nicht mehr. Man darf sich nicht lächerlich machen. Noch ehe es Abend wird, werden im Gehölze die Spaziergänger hinter einem Baume die arme kleine Rosette Mirliton finden, todt, auf dem Rücken ausgestreckt, eine Kugel im Herzen, bleich, aber noch immer schön. Ihr Bild wird in die illustrierten Zeitungen kommen.

III.

Sie hat den Wagen entlassen. Sie ist allein, im Dickicht, nicht weit von der Allee, an einen Akazienbaum gelehnt. Da

noch sehr früh ist, geht Niemand hier vorüber. Kein Geräusch ist zu vernehmen, nur hie und da bewegt sich ein Baumast im Morgenwind oder fliegt ein Fink auf einen benachbarten Baum. Unter einer hölzernen Brücke, die aus einem einzigen Bogen von unbehauenen Baumstämmen besteht, fließt grün und goldig ein Bach dahin, wo im Licht und Wasser die verkehrten Schatten der Bäume tanzen und wo sich die Vögel tummeln. In der stillen Einsamkeit rings um sie her gibt es ein liebliches, herzerfreuendes Leben. Es ist noch um Vieles trauriger, bei hellem Sonnenschein aus dem Leben zu scheiden. Der Tod scheint da noch schwärzer. Dann denkt sie daran, daß sie noch so jung ist — kaum 22 Jahre alt — und daß sie sich heute Morgens so hübsch gefunden habe, als sie, kaum vom Bette gestiegen, vor ihrem Spiegel Reispulver auflegte. Dabei war ihr Hemd ein wenig von der Schulter geglitten und hatte auf einer Seite den weißen, schwellenden, mit einem Röslein geschmückten Busen bloßgelegt. Sie erinnerte sich auch der Freuden, die sie hatte und die sie noch haben konnte. Es ist so unterhaltend, wenn man die Bühne betretend, alle Operngläser auf sich gerichtet sieht, daß die Kameradinen vor Neid schier bersten! Auch die kleinen Soupers sind nicht übel; der Sekt schäumt wie flüssiges Gold in den Gläsern; dann schiebt man den Tisch in einen Winkel und tanzt nach der Musik des Pianos. Soll sie nimmermehr soupiren, nimmermehr tanzen? Sie schlägt den Schleier zurück und betrachtet den kleinen Revolver mit der Elfenbein-Einlage im Kolben. Sie ist sehr bleich. Sie hat Furcht. Das muß sehr wehe thun: eine Kugel, die in den Leib eindringt. Sie zittert; die Waffe droht ihrer Hand zu entsinken. Doch nein . . . sie hält sie fest. Sie kann nicht länger leben, da ihr Liebhaber sie betrogen und verlassen hat. Sollte sie weniger Muth haben, als Fräulein Damain in Wien und Fräulein Roux in Athen hatte. Sie wird zeigen, daß sie stark ist; es ist entschieden: sie wird sterben.

Nur eine Sache beunruhigt sie: noch niemals hat sie Gelegenheit gehabt, einen Revolver zu handhaben. Wenn sie nicht schießen könnte oder in ihrer Ungeschicklichkeit schlecht schösse und sich nur eine Wunde beibrächte! Es wäre gut, eine Probe zu machen, denkt sie. Sie zielt, so gut sie kann, nach einer Eiche, die, inmitten von Gestrüpp, in einiger Entfernung steht, drückt an den Hahn und der Schuß kracht.

Ein Schrei! ein schrecklicher Schrei!

Sie hat Jemanden verwundet oder getödtet, dort, hinter dem Gebüsch!

Sie stürzt hinzu und sucht und bleibt vom Schrecken festgebannt.

Ein junger Mann, den sie nicht kennt, — sehr jung, hübsch und wohlgekleidet — liegt auf dem Laub, unbeweglich, mit weit offenen Augen, die Hand auf das Herz gepreßt.

Er ist todt!

Zu Hilfe! zu Hilfe! Sie ruft, sie trippelt hin und her, sie weiß nicht was sie anfangen soll; sie ist schier wahnsinnig vor Angst, sie bricht in Thränen aus, sie wankt, will sich an den Bäumen festhalten und sinkt ohnmächtig auf den jungen Mann, den sie getödtet hat; sie glaubt selbst sterben zu müssen, sie, die Mörderin wider Willen. Doch in ihrer Ohnmacht, die einem von Träumen belebten Schlafe gleicht, scheint es ihr, daß das Herz ihres Opfers schlage, daß zwei Arme sie zärt-

lich umfassen und daß — nach einem Kusse — eine Stimme ihr lachend ins Ohr flüstert: „Die Kugel hat einen Zweig über meinem Kopfe herabgeschossen; ich bin nicht todt und Sie sind schön wie ein Engel!“

Eine Stunde später verlassen die Beiden den Wald, um in einem nahen Restaurant zu frühstücken. Rosette Mirilton denkt nicht mehr daran, ihren Revolver zu suchen.



Vom Theater.

Eine fürsorgliche Mutter stellt ihre Tochter dem Direktor der Folies-Plastiques vor.

— Sagen Sie mir, mein Herr: ein Mädchen kann doch wohl auch beim Theater sitzsam bleiben? fragt sie.

— Gewiß, liebe Frau, — aber es schickt sich nicht.

*

Ueber die Frauen.

Notizen eines Vielgerechten:

— Die Französinen sind Pfirsiche, die Italienerinnen Trüffel, die Spanierinnen Pfeffer, die Deutschen Sahne.

*

Auf der Pferdebahn.

Sie Mein Herr, Sie treten mir auf die Füße!

Er (leise). Es geschah mit Absicht.

Sie. So? Dann steigen wir aus!

*

Von der Ehe.

Ein geistreicher Ausspruch Sardou's:

— Die Ehe bedeutet eine Frau mehr und einen Mann weniger.

*

— Herr L. liest seiner Frau aus der Bibel vor: „König Salomon hatte dreihundert Frauen und siebenhundert Beischläferinnen.“ Was denkst Du Dir dabei? fragt der Vorleser.

— Ach! seufzt die Gattin, ich denke mir, was Du für ein armer Salomon gewesen wärest.

*

Herr B. hat jüngst geheirathet. Dieses freundige Ereigniß theilt er einem seiner Freunde in folgender Weise mit:

— Liebster, die Mitgift ist riesig! . . . und Alles in der Erde . . . auch die Eltern.



Seraphine.

Von Armand Silvestre.

I.

Sie war groß, hatte in den hellbraunen Augen, die gestirnt waren, wie diejenigen der Raubthiere, einen lieblosenden Ausdruck, welcher anzog und beherrschte zugleich; die schmale Stirne war wie bei den antiken Venusbildern, kaum sichtbar im Schatten eines dichten und leicht gekräuselten Haares, dessen schwarze Ringeln sich zu einem prächtigen Kranze vereinigten; eine Nase, die von der Wurzel gerade ausging, aber an der Spitze leicht geschwellt war, was der korrekten Zeichnung derselben Abbruch that, jedoch einen munteren Reiz verlieh, welchen die allezeit vibrirende Biegbarkeit der Nasenlöcher noch erhöhte; ein regelmäßig geschnittener, fleischiger Mund mit erhöhten Mundwinkeln, welcher einen rothen Accent circumflexe auf dem reizenden o bildete, das sie in Gestalt eines allerliebsten Grübchens im Kinn trug; zwei niedliche, kleine Ohren, die rothigen Muscheln glichen; ein Hals, der eher lang als kurz war und fast in einem rechten Winkel auf etwas hohen Schultern saß, mit einer reizenden Biegung, die zu erwarten schien, daß ein Arm sich um diesen Hals schlinge; der Wuchs des Leibes fein und gerade, plötzlich unterbrochen durch die kräftige Ausladung der Hüften; die Beine lang, mit hochsitzender Wade; lange und flinke Hände, mit leicht aufgestülpten Fingerspitzen und hübschen, schmalen Fingernägeln von der Farbe des Elfenbeins.

Das ist ein aristokratisches Portrait, wird man mir sagen, dasjenige einer Person von vornehmer Geburt. Man vergesse nicht die Anschwellung der Nase und das Grübchen im Kinn; Das ist mehr als genug, um den adeligen Charakter eines Gesichtes zu verlöschen. Nein, die oben geschilderte Seraphine war keine Herzogin, wiewohl sie in jenen Kreisen lebte, wo das „Bon“ unerläßlich war. Hätte man ihr ein Wappen zusammenstellen sollen, so hätte es aus einem Staubwedel, Nadel und Fingerhut bestehen müssen. Ein Stubenmädchen also? Etwas mehr als Das, aber nicht viel mehr. Dasjenige, was man früher eine Soubrette nannte und heute eine Kammerjungfer nennt.

Ja, wozu dann aber die viele Mühe, ein verführerisches Bild von ihr zu entwerfen? Ist es nicht ausgemacht, daß Diensthofen-Liebschaften nicht für Leute von gutem Geschmack seien? Ich selbst habe darüber wiederholt meine Ansicht ausgesprochen. Ich habe von den Dienerinnen und Schauspielerinnen gesagt, daß ich ihnen die Buhlerinnen von Profession vorziehen würde, vor allem aus Gerechtigkeit, welche fordert, daß Jeder von seinem Metier lebe, und dann weil die antike Ueberlieferung den Courtisanen eine Rolle zuweist, welche ich aus der Komödie der Menschen nicht verschwinden sehen möchte. Sie haben darin zu allen Zeiten die Leiden und Freuden der Dichter gebildet; es sind dies schüchterne Leute, welche der leiseste Schein von Tugend in Schrecken versetzt.

Allein, Seraphine war ein Typus ihrer Gattung und verdient wohl ein Stündchen der Neugierde.

II.

Mehrere Monate lang erfreute sich die Gräfin Hebe der Dienste dieses Mädchens. Sie erschöpfte sich bei ihren Freundinnen in Lobeserhebungen über sie. Niemand verstand es, sie so anzukleiden, wie diese geschickte Gehilfin, welche für ihre Herrin einen Sinn reizender Koketterie entwickelte; man konnte die Dienstoffertigkeit unmöglich weiter treiben, als Seraphine und es war ein wundervoller Anblick, sie vor ihrer Herrin knien zu sehen, wie sie dieser die Schleifen der Satinschuhe band, ohne die Bändchen im Mindesten zu zerknüllen. Eine jüngere Schwester würde nicht mehr Stolz und Sorgfalt für die ältere Schwester an den Tag gelegt haben. Allein, eines Tages machte diese reizende Frau — ich spreche von der Gräfin Hebe — eine Entdeckung, die ihr gleichsam ein schmerzliches Erwachen aus einem allzu schönen Traume war. Die kostbare Seraphine war ganz einfach die Geliebte ihres Gemahls. Sie — Hebe — betete aber den Grafen an, der zwar ein Durchschnitz-Cavalier war, aber jenen Vorzug besaß, welcher Damen von Race am meisten verführt. In ihrer wahrhaften Liebe sehr gedemüthigt brach sie in Vorwürfe aus und jagte die unwürdige Dienerin aus dem Hause, ohne ihr auch nur den Grund anzugeben.

Großes Erstaunen in ihrer Umgebung. Wie? was? dieser Schatz, dieses Wunder davongejagt? Die Gräfin Hebe war zu stolz, um den Grund ihrer Handlungsweise zu nennen. Sie sollte zugeben, daß ihr Mann sie mit einer Bosheit betrogen habe? Nimmermehr! Um nicht sich selbst Lügen zu strafen, mußte sie dem Mädchen ein gutes Zeugniß geben.

— Wäre es Ihnen unangenehm, wenn ich Seraphine in meinen Dienst nähme? fragte die Baronin Eliane.

— Thun Sie nach Ihrem Belieben, Liebste, erwiderte die Gräfin Hebe sanft.

Und Seraphine trat bei der Baronin in den Dienst. Die Gräfin Hebe begnügte sich, ihren Mann zu bitten, daß er im Hause der Baronin keine Besuche mehr machen möge. Daraus ergab sich ein gewisses Erkalten der Beziehungen zwischen den beiden Freundinnen. Die Baronin sagte öfter: „Diese alberne Hebe zürnt mir, weil ihre Bosheit Seraphine durchaus zu mir hat kommen wollen. Ist es meine Schuld, wenn der Dienst

in meinem Hause dem Mädchen besser zusagt, als der Dienst in ihrem Hause?"

Und dann stimmte sie ihrerseits die Loblieder auf die Vollkommenheiten Seraphines an, die nicht ihres Gleichen fand in der Kunst sie zu kämmen und ihr goldblondes Haar kunstvoll auf dem Scheitel aufzubauen.

Allein, eines Tages brach sie plötzlich mit dieser Künstlerin der Toilette. Sie hatte die Wahrnehmung gemacht, daß der Baron in Seraphine verliebt sei und ihr dieses in einer ganz und gar nicht platonischen Weise bekunde.

Dieselben Gründe der Schicklichkeit und der Würde, welche für die Gräfin Hebe maßgebend waren, nöthigten auch sie, Stillschweigen zu beobachten.

III.

— Denken Sie sich: die arme Eliane ist ganz kühl gegen mich geworden, weil ich ihre ehemalige Kammerfrau in meinen Dienst genommen habe! Das ist höchst lächerlich und sie wird von dieser Verstimmung sicherlich zurückkommen. Was mich betrifft, so habe ich es wahrlich nicht zu bedauern, dieses Mädchen in meinen Dienst genommen zu haben, das ein wahres Juwel ist. Ich hatte noch niemals eine Zofe, die mich so geschickt einzuschneidern verstanden hätte.

Und Diejenige, die so sprach, die liebreizende Marquise Aurora — Sie werden bemerkt haben, mit welcher Diskretion ich bloß die Vornamen nenne, um nicht mehrere hochstehende Familien zu kompromittiren — die Marquise Aurora also stemmte bei diesen Worten mit offenkundiger Zufriedenheit ihre schönen, fetten, weißen Hände in die Hüften, wie um ihre schlanke Taille besser hervortreten zu lassen. Denn indiscrete Schneider hatten verrathen, daß diese reizende Frau ein kleines Domherrn-Bäuchlein habe, eines jener hübschen Kinderbäuchlein, welche ich meinerseits sehr liebe. Denn diese allerliebste Anschwellung des Fleisches rings um das geheimnißvolle Auge, welches der Poet Aeschylus mit der Insel von Maros vergleicht, ist geeignet, tausend tolle und reizende Gedanken zu erwecken, ganz abgesehen davon, daß sie ein natürliches Gegenwicht jener schönen Entfaltung von Callipygie ist, in welcher das Geheimniß der Liebesfreunden liegt. Dieses schöne Gleichgewicht von zwei gleichmäßig lebenswürdigen Rundungen ist eines jener Dinge, welche ich am meisten bewundere in der Natur, eine ihrer seltensten Vollkommenheiten.

Arme Marquise Aurora! Es war ihr beschieden, mit eigenen Augen zu sehen, daß der Marquis lieber das in der Dachkammer stehende schlechte Bett Seraphinens theilte, als ihr eigenes, mit der Fürstenkrone geschmücktes Himmelbett! Sie wies dem Mädchen sofort die Thüre, ohne sich die Mühe zu geben, in ihren Kreisen dieses Vorkommniß zu erklären.

IV.

So machte denn Seraphine die Runde in der lebenswürdigen Gesellschaft, wie die Marktkünstler sagen, wenn sie vor Beginn der Produktion mit dem Teller absammeln gehen. Und überall geschätzt wegen ihrer Zosen-Talente ward sie auch überall verabschiedet wegen ihrer anderen Talente, welche sie

gleichfalls geltend machen zu sollen glaubte. Ich muß hinzufügen, daß man allmählig den Grund zu errathen begann.

Und darum war die allgemeine Ueberraschung nicht gering, als man eines Tages sah, daß Seraphine siegreich in das Haus der Gräfin Hebe zurückgekehrt sei und dort ihre friedlichen Verrichtungen wieder aufgenommen habe.

Die Marquise Aurora war die Erste, welche losplatzte.

— Aber um des Himmels willen, Liebste! rief sie voll Mitleid und Entrüstung; — Sie nehmen dieses abscheuliche Ding wieder in Ihr Haus?

Doch die Gräfin Hebe erwiderte mit sanfter Melancholie:

— Was wollen Sie, Liebste? Als sie da war, hatte ich wenigstens Das, was sie mir übrig ließ!

Süße Erinnerung.

Dort, wo Dickicht junger Erlen
Eine stille Bucht umschließt,
Ueber Kiesel, weiß wie Perlen,
Ruhig unser Bächlein fließt,

Wo erglühend von Korallen
Hoch die Ebereschje ragt,
Und das Lied der Nachtigallen
Mit der Sehnsucht Tönen klagt,

Wo der Wiesenblumen Däfte
Sich vermengen mit dem Hauch
Milder, lauer Sommerlüfte,
Süß durchwürzt vom Fliederstrauch,

Dort, die Zweige dicht vergitternd,
Webt der Busch ein grünes Belt,
Raum daß Luna's Schimmer zitternd
Durch bewegte Blätter fällt.

Das ist Laura's Badestübchen.
Elfen hüten das Asyl,
Wenn bei Sternenschein mein Liebchen
Sanft umkost der Wellen Spiel.

Diesen Stein auf jenem Plätzchen,
Den vergesse ich wohl nie:
Darauf legte einst mein Schätzchen
Gummibrust, — — Cul de Paris!

P. G. Gutkaisz.



Saisonbilder.



— Was, Fips, schon wieder ein neues Verhältniß?
 — Nur so über den Sommer, weil wir Beide gerade vakant waren . . .



— Kannst Du Dir eine schönere Reise denken, Louise?
 — Gewiß, Papa; eine Hochzeitsreise.

Kleine Ehestandsleiden.

I.

Aus dem Tagebuche eines Strohwitwers.

Montag.

Hildegunde hat mir nun schon zum dritten Male geschrieben und mich beschworen, ihr noch ein Rendezvous zu gewähren, damit sie den Verdacht der Treulosigkeit von sich abwälzen könne. O sancta simplicitas! Sie ahnt also nicht, daß jener Vorwurf nur von mir erfunden war, um sie abzuschütteln. Denn meine Frau kann alle Tage nach Hause kommen. Und sie kommt unerwartet . . . ich kenne sie.

Mittwoch.

Das Wetter wird immer schlechter. Ich könnte schwören, daß meine bessere Hälfte heute erscheint. Und da soll ich Hildegunden gestatten, zu mir zu kommen? . . . Ich ließ ihr durch den Diener sagen, ich wäre auf den Bahnhof gefahren, um die Gnädige abzuholen.

Donnerstag.

Hildegunde auf der Promenade getroffen. Ging schnell vorüber, ohne nach ihr hinzusehen. Eine Ahnung sagt mir, daß meine Frau heute kommt.

Sonnabend.

Wunderschönes Wetter. Mein Weibchen scheint ihren Aufenthalt im Bade verlängern zu wollen. Ich habe Langeweile. Ich lasse Hildegunden kommen.

Sonntag.

Frau nach Hause gekommen — Hildegunde und mich beim traulichen Kosen ertappt — der Teufel ist los!

II.

Dummer Zufall.

„Wie? Morgen mußt Du wieder nach Söfflingen fahren? Gewiß habt Ihr da wieder eine solenne Kneiperei vor,“ grollte die Gattin des Amtsrichters Lehmann zu Bibach.

„Aber, Frauchen, wie kannst Du so etwas denken, ich habe natürlich Termin in Söfflingen —“

„Parisavi, ich kenne meine Pappenheimer.“

„Nun, so überzeuge Dich selbst.“

Der Amtsrichter zog die letzte Nummer des „Bibacher Kreisblattes“ aus der Tasche und zeigte auf folgende

Bekanntmachung.

Zu den am 13. d. M. anstehenden Gerichtsterminen wird Herr Amtsrichter Lehmann durch Herrn Assessor Meier vertreten werden, da Ersterer durch einen Prozeß im Vorort Söfflingen in Anspruch genommen ist.

In Auftrag:

Schwindel, Sekretär.

„Dann wird es wohl richtig sein,“ brummte die Gattin, aber plötzlich stieß sie einen Schrei der Entrüstung aus und zeigte auf ein Inserat, welches genau unter der „Bekanntmachung“ stand. Es lautete:

„In Söfflingen findet in dem Lokal des Wirtes zum schwarzen Adler morgen ein großes Kegelfest statt, arrangiert von dem Kegelclub in Bibach. Theilnehmerkarten sind bei dem Vorsitzenden, Herrn Amtsrichter Lehmann, zu haben.“

Tableau!

Max Hirschfeld.



Unnötige Besorgniß.

Er: „Um's Himmelswillen, wenn Dein Vater nur nicht zu früh merkt, daß ich Dich entführt hab' und uns einholt.“

Sie: „O mache Dir deshalb keine Sorge, mein Fritz! Papa ist schon voraus, um den Pastor zu benachrichtigen.“

W. Sch.

*

Der Traum.

Frau: „Denke Dir, mir träumte diese Nacht, ich hätte zum zweiten Male geheirathet!“

Mann: „Was ist dabei Erstaunliches, die Dummen werden doch nicht alle.“

W. Sch.

*

Kasernenhofblüthe.

„Das nennt Ihr springen? — Die paar Fuß hoch? — Ich kann Euch sagen, Ihr sollt bei mir noch so hoch springen lernen, daß Ihr ordentlich Langeweile in der Luft bekommt!“

W. Sch.

*

Also deshalb.

„Wie! auch Dein neuer Hausarzt hat Dich nicht curiren können?“

„Bewahre! der war auch schon verlobt.“

W. Sch.

*

Was er nur will.

Bademeister: „Meine Herren, schnell aus dem Wasser! Es ist ein Haiisch in der Schwimmschule!“

Herr Meyerstein: „Merkwürdig! Was will ä Haiisch in der Schwimmschul? Er kann doch schwimmen!“

W. Sch.

*

Die schlimmen Raben.

Gast: „Ja, man sagt nicht unrecht: er stiehlt wie ein Rabe. Vor der Dieberei der Raben ist nichts sicher; sie stehlen silberne Löffel, Ringe, kurz allerlei Werthgegenstände — da könnte ich Ihnen manches Beispiel erzählen.“

Alter Förster: „Das stimmt. Im vorigen Jahre erst hab' ich ein Rabennest ausgehoben. Was lag d'rin? Ein vierprozentiger schlesischer Pfandbrief.“

W. Sch.



Marjolaine.

Ein Gedicht in Prosa. Von Satanello.

Weißt Du, wie ich mir Deine Geburt vorstelle, Marjolaine? Ich will es Dir erzählen . . .

*

Jenseits des Styx, des Flusses, der das Land des Seins von dem Reiche des Nichtseins trennt, spielten auf der großen Wiese Engelskinder mit Teufelsbälgen, wie eben Kinder zu spielen pflegen, die keine andere Sorge haben.

— Englein und Teufelchen zusammen? wirst Du mit Deiner gewohnten Zweifelsucht fragen, und wirst hell auflachend hinzufügen: — Mein Herr Schriftsteller, das ist eine undenkbare Gesellschaft! Sie sind kein Naturalist . . .

Doch Geduld; Du wirst die Sache nicht so unglaublich finden, wenn ich Dir sage, daß dort der Weg sich theilt, um auf der einen Seite nach dem Himmel, auf der andern Seite nach der Hölle zu führen. Und da Engel und Teufel an jener Stelle viel Arbeit haben, (die Teufel allerdings mehr, als die Engel) geschieht es wohl, daß Engelskinder sich mit Teufelsbälgen zusammensinden, wie in den großen Hafenstädten aus aller Herren Ländern sich Leute zusammensinden.

Doch laß mich die Geschichte Deiner Geburt weiter erzählen, Marjolaine!

— Wir wollen eine Puppe machen, schlug eines der Kleinen vor; wie die irdischen Kinder in den Straßen im Winter Schneemänner machen.

Dieser Vorschlag wurde mit einem Jubelgeschrei aufgenommen. Dieser Zeitvertreib fand gleichmäßig den Beifall der Engelskinder und der Teufelsbälge und sie machten sich sofort ans Werk.

Sie stoben auseinander und schafften die nothwendigen Stoffe herbei: schneeweiße Lammwölkchen, die zu marmorfestem Teige geknetet wurden, Sonnenstrahlen vom Morgenhimmel, Gewebe aus den blauesten Tapeten des Firmaments, eine aschblonde Flechte aus dem Haar des Sternes Verence, zwei Schmetterlingsflügel, deren rosiges Gewebe auf den leisesten Hauch erzittert, die weißesten Perlen, die röthesten Erdbeeren, zwei dieser köstlichen Früchte von dem süßesten Busch des Paradieses und noch vieles Andere, was sie für nöthig hielten.

Und nun begannen sie allen diesen Stoffen ihre Form zu geben. Aus dem weißen Marmor der Lammwölkchen formten sie die Gestalt, die in der Taille wunderbar schlank, in den Hüften zu reizenden Vorsprüngen sich ausweitend, und am hügeligen Abhang des Busens so rund wurde, wie zwei frische Äpfel, die eben vom Baume gepflückt worden.

Dieser Gestalt wurden alle übrigen Vorzüge verliehen, jeder dahin, wo er paßte: die Morgenröthe auf das Antlitz, der wunderbare Azur des Himmels in die Augen; aus den Schmetterlingsflügeln wurden zitternde Nasenflügel, aus den Erdbeeren Lippen; die Haarflechte des Sternes Verence wurde ihr um die Stirne geschlungen. Die zwei köstlichen Früchte des Paradieses aber wurden an den Spitzen der Brüstchen befestigt, um so auf diesen Hügel einen schwindelerregenden Gipfel aufzurichten.

Und dann standest Du fertig da, Marjolaine, so wie Du Dich allabendlich im Spiegel siehst.

— Wie schön! riefen die Englein jubelnd aus. Nehmen wir sie nach dem Paradiese mit!

— Halt! halt! protestirten die Teufelsbälge. Wir haben an ihr ebensoviel Antheil; wir wollen sie mit uns in die Hölle entführen.

Und weil sie sich nicht einigen konnten und ihr zauberisches Gebilde auch nicht wieder zerstören wollten, schenkten sie dem Klügsten Gehör, der ihnen folgendermaßen rieth:

— Wir wollen ihr Leben einflößen und sie auf die Erde hinunter schicken . . . Möge sie ihr Dasein durchleben und selbst ihren Weg wählen — nach dem Paradiese oder nach der Hölle . . .

Und sie entsandten Dich stolz nach unserer Erde, auf daß Du selbst Deinen Weg wählst nach dem Paradiese oder nach der Hölle, und Jeder, der Dich sieht, Dich bewundere . . .

Und man bewundert Dich, oh Marjolaine! Kein Mann wandelt hienieden, dem bei Deinem Anblick das Herz nicht höher schläge. Wahnsinnige Begierden entsachend wandelst Du Deinen Lebensweg und es gibt keinen Mann, der nicht mit heißem Verlangen nach den Erdbeeren Deiner Lippen blicken würde, der sich nicht sehnen würde, mit Deinem Verence-Haar sein thränenfeuchtes Antlitz zu bedecken, — von den zwei paradiesischen Früchten ganz zu schweigen, die an Deinem Busen blühen!

*

Doch während Du hier auf Erden Deinen Triumphzug vollendest, stehen jenseits des Styx, wo der Weg sich scheidet und auf der einen Seite nach dem Paradiese, auf der andern Seite nach der Hölle führt, die Englein und rufen sich ver zweifelt die Locken aus.

— Wie soll sie wieder den Weg zu uns finden? rufen sie trostlos; wir haben vergessen, ihr ein Herz zu machen!

Die Teufelsbälge aber jubeln und rufen hüpfend und in die schwarzen Hände klatschend:

— Wir haben ihr ein Herz gemacht aus dem härtesten, kältesten Granitstein!

Vom unerschöpflichen Thema.

Aphorismen von Ludwig Goldoni.

Der Frauen Herz läßt sich so wenig fassen wie das Gesicht im Spiegel.

*

Liebe ist blind in der Wahl, noch blinder in ihrer Qual.

*

Wollust kann der Liebe Bett und — Sarg sein.

*

Nichtiger Gram gehört zur Liebe wie Schwindel zum Rausch.

*

Man weiß gewöhnlich, wo man sich zuletzt geküßt hat, aber nicht, wo zuerst.

*

Mögen immerhin einige Menschen an der Liebe sterben, mehr noch — leben davon.

*

„Die Liebe macht blind“, d. h. die sittsame Frau schließt vor der Verführung die Augen.

*

Manche Spröde verweigert den Kuß, weil sie — das Weitere fürchtet.

*

Es ist süß zu fühlen, mit was für feinen Fäden unsere Neigungen zusammengesponnen werden, bis das feste Gewebe der Liebe daraus entsteht.

G o s s e n b l u m e.

Roman von Emile Blain.

Marions Anwesenheit in diesem Hause war ein Ereigniß. Jede wollte die Geschichte des Mädchens hören.

Mutter Duparc übernahm es, diese Geschichte in wenigen Worten zu erzählen.

— Die Sache ist ganz einfach. Sie liebte einen Bur-schen, der sie betrogen und dann hieher gebracht hat.

— Wie? Jacob . . .

— Nein; Jacob kam erst nachher.

Inzwischen kostete Marion kaum von der Suppe. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf eine schlechte Wanduhr, die in einem Winkel tickte.

Die Zeiger wiesen ein Uhr.

Ein Uhr! Und Jacob sollte erst um fünf Uhr kommen. Noch vier lange, bange Stunden in dieser Gesellschaft!

— Nur nicht verzweifeln, Liebste! redete die große Schwarze ihr zu, als sie sie seufzen hörte. Ich werde Dich trösten. In zwei Tagen wirst Du nicht mehr fort wollen, ich bin dessen sicher.

Marion begriff diese Worte nicht und begnügte sich ungläubig zu lächeln.

— Du lachst? fragte ihre Tischnachbarin. Es ist so wie ich Dir sage. Man gewöhnt sich an dieses Leben. Außer den schlimmen Viertelstunden gibt es hier auch gute Augenblicke. Zuweilen stößt man auf gutmüthige Bursche, die etwas Geld in der Tasche haben. Dann gibt es Spaß, man unterhält sich, unbekümmert um den morgigen Tag, da man doch weiß, daß Mutter Duparc da ist, um für das Nothwendige zu sorgen. Tagsüber hat man Ruhe. Man kann schlafen, rauchen, Schnaps trinken. Was willst Du mehr?

— Ein ruhiges und rechtschaffenes Leben, erwiderte Marion, welche der alten Prostituirten aufmerksam zugehört hatte.

— Dazu ist's zu spät, Kleine. Du bist nun einmal betrogen! Die Patronin muß Dich der Polizei anzeigen, und ist Dies einmal geschehen, dann sitzest Du fest für Dein ganzes Leben. Sich dagegen auflehnen zu wollen ist verlorene Mühe. Es bleibt nichts Anderes übrig, als sich darein zu finden und sich mit den Männern seine „Hex“ zu machen; denn diese sind es stets, durch die wir hieher gelangen. Auch ich war einst jung und schön wie Du; es sind noch die Spuren vorhanden. . . Mein Gesicht ist well, aber mein Körper ist noch schön, Du wirst es ja sehen. Meine Haut ist fein und zart, wie die eines Kindes. Alle Freudenhäuser des Departements sind durch mich reich geworden. Nun wohl: weißt Du, durch wen ich in den Bazar gerathen bin? Ein Bürger meiner Vaterstadt war's, ein von Allen geachteter Mann, Generalrath, jetzt Senator. Ich war kaum fünfzehn Jahre alt, als er mir Gewalt that. Ich war die Milchschwester seiner Tochter. Er bediente sich meiner einige Jahre, dann, eines Tages, suchte er sich meiner zu entledigen und zeigte mich der Polizei als „krank“ an. Ich war es in der That, aber von ihm. Dies sagte ich bei der Polizei und — ward ausgelacht. Alle Welt in der Stadt hielt mich für einen kleinen Nichtsnutz. Ich ward geheilt und kassirt. Aus war's! Ich konnte nichts Anderes thun, als die Stadt verlassen und in ein Haus eintreten. Auch Du mußt Dich mit Deinem Schicksal abfinden und nicht mehr daran denken, anständig zu werden.

— Wenn aber Jacob mich von hier wegbringt?

— Wenn er Dich von hier wegbringt, wird er eine Weile mit Dir lustig sein, dann wird er Dich stehen lassen. Kann ein Mann ein Frauenzimmer behalten, das aus einem Freudenhause kommt? . . . Allerdings wirst Du dann nicht in Verlegenheit sein; Du wirst selbst das „Haus“ wählen können, in welches Du eintreten willst.

— Ach, da bin ich denn verloren! flüsterte Marion in tiefster Niedergeschlagenheit.

— Verloren? Wie Du's nimmst. . . Nach meiner Meinung bist Du gerettet. Ein lustiges Leben harret Deiner. Was warst Du, ehe Du nach Rennes kamst?

— Stubenmagd in einem Gasthose.

— Stubenmagd in einem Gasthose, das ist so viel wie nichts. Du mußt die Letzte zu Bett gehen und die Erste

aufstehen, um die Anderen zu bedienen. Hier hingegen wirst Du bedient werden.

— Ja, aber ich war geachtet und geliebt.

— Was hattest Du davon? Was ist im Grunde die Achtung? Falsche Münze, die Du nicht ausgeben kannst.

— Ich würde einen Gatten gefunden haben.

— Ja, einen Bettler wie Du selbst, der Dir mit möglichster Geschwindigkeit ein halbes Duzend Kinder aufgehalst haben würde. Ein Hundeleben, sage ich Dir!

— Ich würde es vorgezogen haben.

— Du bist dumm! Du wirst übrigens andere Ansichten über diese Dinge bekommen. Einstweilen mußt Du Vernunft annehmen und Dich trösten. Is und trink!

Das Frühstück war rasch erledigt. Frau Duparc brachte nicht viele Gerichte zu Tisch. Doch vergaß sie niemals den Kaffee und dieser war den „Damen“ die Hauptsache.

Man schob die Teller in einen Winkel des Tisches zusammen und nun ward in verschiedenartigen, zerbrochenen, henkellosen Tassen der Kaffee genommen.

Yvonne bot Marion von ihrem Tabak an.

— Rauche, sagte sie; Das wird Dich zerstreuen.

— Nein, ich kann nicht.

— Versuch' es immerhin! Wart', ich will Dir eine Zigarrette drehen.

Mit großer Fingerfertigkeit drehte die Dirne eine Zigarrette, flebte sie zusammen und reichte sie Marion, die nicht wagte, sie zurückzuweisen.

Der Kaffee rauchte in den Tassen. Es war dies für Alle der angenehmste Augenblick der Mahlzeit. Die Dirnen plauderten unter einander. Frau Duparc ging wirthschaftend ein und aus.

Plötzlich blieb sie verwundert stehen. . . Marion rauchte!

— Ah, ah! rief sie. Das macht sich ja!

Linkisch und vom Rauch belästigt nahm Marion jeden Augenblick die Zigarrette aus dem Munde, um sie schließlich wegzuworfen.

— Aus ist's, sagte sie; ich fühle, daß ich mich davon erbrechen müßte.

— Schade! . . . Doch es sei genug für das erstemal. Zum Absinth will ich Dir wieder eine anbieten.

In diesem Augenblicke ward an die Eingangsthüre gepocht. Die Frauenzimmer schwiegen still. Frau Duparc war einen Augenblick ganz betroffen. Dann, nach kurzem Nachdenken, rief sie aus:

— Bin ich aber dumm! Das kann doch nur Herr Julien sein. . .

Und sie ging hinaus, um zu öffnen.

— Richtig, ich wußte ja, daß es Herr Julien sei; rief sie, nachdem die Thüre geöffnet war.

Ein Mann von 35—38 Jahren, von mittlerem Wuchse und breitschulterig, trat lächelnd ein.

Er drückte Madame Duparc vertraulich die Hand, dann sagte er mit einem Blick auf den Kaffee:

— Ich komme gerade recht. . .

— Wie immer, erwiderte Madame Duparc. Sie haben eine gute Nase.

— Dafür ist er ja von der Polizei, bemerkte eine der Prostituirten.

Herr Julien blickte Diejenige an, die ihm verächtlich diese Worte zugerufen hatte.

— Du, Spinne, behalte Deine Witze für Dich und pflege Deine Fisteln! sagte er.

Alle lachten und die „Spinne“ schwieg.

— Was wollen Sie zum Kaffee? fragte Frau Duparc ihren Gast verbindlich.

— So viel Rum als möglich.

Die Bordellwirthin verzog das Gesicht, rief aber nichtsdestoweniger:

— Titine, bring' den Rum!

Mittlerweile war Herr Julien näher zum Tische herangetreten und suchte in seinen Taschen.

— Aus ist, brummte er, kein Tabak mehr da.

— Willst Du? rief Yvonne. Ich habe keinen Tabak.

Die Prostituirte warf ihm das Paket hin und der Polizist fing es auf.

— Ach, man weiß ja, daß Du nicht stolz bist, sagte die „Spinne“.

— Was sagst Du?

— Nichts, ich mache bloß eine Bemerkung.

— Daran thust Du recht; und in Deinem Interesse . . .

Doch er vollendete den Satz nicht.

Während er sich die Zigarrette drehte, hatte er Marion bemerkt, welcher Yvonne einen Arm um den Leib gelegt hatte.

— Schau, schau! brummte der Polizei-Agent.

Dann sagte er laut und zur Patronin gewendet:

— Hier gibt es doch etwas Neues, Madame Duparc.

— Neues? wiederholte die Alte, indem sie dem Polizisten Kaffee einschänkte und die Rumflasche hinstellte. Was für Neues?

— Wer ist denn der neue Kopf dort neben Yvonne?

— Ach ja; davon wollte ich mit Ihnen sprechen. Es ist eine Neue, die gestern gekommen ist.

— Und woher kommt sie?

— Das weiß ich nicht.

— Wie? Haben Sie sie denn nicht gefragt?

— Nein, noch nicht.

— Die Kleine ist sehr nett. Und wie kommt es denn? . . .

Frau Duparc winkte mit den Augen.

— Es ist Ihre Sache, sich darüber zu erkundigen, flüsterte sie.

— Das will ich auch thun.

Der Agent schlürfte langsam seinen Kaffee und betrachtete dabei das Mädchen, welches merkend, daß der Mann von ihr spreche, sich fester an Yvonne anshmiegte.

Inzwischen hatte Frau Duparc der Magd Titine einen Wink gegeben. Diese hatte ohne Zweifel verstanden, denn sie eilte sogleich in das Stockwerk.

Als Herr Julien seinen Kaffee getrunken hatte, wischte er sich den Mund mit dem Handrücken ab. Dann erhob er seine Stimme und sagte, mit dem Finger auf Marion zeigend:

— He, schönes Kind, kommen Sie doch näher auf ein Wort!

Marion zögerte sich zu erheben.

— Geh, flüsterte Yvonne ihr zu. Es muß sein, und sei gefügig. Es ist ein Polizei-Inspektor . . .

Das arme Mädchen erhob sich und ging zitternd zu dem Agenten.

— Was wollen Sie von mir, mein Herr? fragte sie mißtrauisch.

Herr Julien lächelte.

— Ich will Sie nicht erschrecken, liebes Kind; im Gegentheil . . . Fassen Sie sich; ich bin kein Lindwurm . . . Fragen Sie nur die Damen.

Die Spinne zuckte mit den Achseln und brummte unwillkürlich:

— Kein Lindwurm, aber ein H . . . feil.

Der Agent that, als hörte er nichts.

— Wie heißen Sie? fragte er.

— Ma . . . Marianne.

— Marianne? Ein drolliger Name für eine . . .

Er wagte nicht zu vollenden. Die Anmuth, die Jugend und die Frische des Mädchens geboten ihm Schweigen. Doch er faßte sich bald und fuhr fort:

— Ein drolliger Name, ja . . . Aber schließlich ist's ein Name wie ein anderer . . . Und wie noch?

— Marianne Penavaire.

— Wie alt?

— Siebzehn Jahre.

— Siebzehn Jahre! Unmöglich.

— Doch, siebzehn Jahre und zwei Monate.

— Und aus welchem Hause kommen Sie?

Marion ließ den Kopf sinken.

— Antworten Sie!

— Ich will es Ihnen nicht sagen.

— Ich habe das Recht, es zu erfahren.

Yvonne rief ihm hinüber:

— Du siehst doch wohl, daß sie aus keinem Bordell kommt!

— Wirklich?

— Gewiß, entgegnete Marion; ich schwöre es Ihnen.

— Wie kommt es dann, daß Sie hier eingetreten sind?

Das arme Kind wußte nicht, was sie antworten sollte.

Und doch hätten einige Worte, die Erzählung des Verrathes ihres Geliebten, sie vielleicht gerettet.

Diese einigen Worte sprach sie nicht.

In der Antwort, die sie geben sollte, sah sie nichts, als das Geständniß ihrer Schande. Und Dies kam ihr schwer an.

Wenn sie schwieg, erfuhr man nicht, wer sie war und woher sie kam. Dies war ihr die Hauptsache. Sie wollte vor Allem Zeit gewinnen. Darum schwieg sie.

— Uebrigens, was schert mich der Grund, der Sie hieher geführt hat? fuhr der Polizist fort. Die Hauptsache ist, daß ich Sie hier finde. Sie müssen mir nun sagen, wo Sie geboren sind.

— Oh, niemals!

— Das muß sein! Sie sind minderjährig, ich muß die Adresse Ihrer Eltern erfahren.

— Ich werde sie Ihnen nicht sagen. Uebrigens soll ich nicht hier bleiben; binnen drei Tagen werde ich dieses Haus verlassen.

— Aha! Endlich ist das große Wort heraus. Sie möchten also nicht haben, daß man während dieser drei Tage wisse . . .

Und er fügte mit gedämpfter Stimme hinzu:

— Oh, sehr gut; Das kann geschehen . . . wenn ich will . . .

Frau Duparc glaubte den Augenblick für gekommen, sich in das Gespräch einzumengen.

— Wie wär's, Kinder, wenn Ihr hinaufginget, sagte sie mit gutmüthiger Miene. Oben könntet Ihr Euch besser verständigen.

— In der That, sagte der Agent, diese Damen müssen doch nicht Alles mit anhören.

— Ja, geh, geh, sagte die Spinne; — als ob man nicht wüßte, was Du willst. Geh hinauf, Kleine. Das ist das Beste, was Du thun kannst, wenn Du drei Tage Zeit gewinnen willst.

Marion zögerte. Doch Frau Duparc stieß sie mit dem Ellbogen und Yvonne winkte ihr, sich zu fügen.

Sie begriff. Schließlich, wenn sie dadurch vermeiden konnte, in die Bücher der Polizei eingetragen zu werden . . .

— Gehen wir! sagte sie mit plötzlicher Entschlossenheit.

Und sie folgte Herrn Julien, der sie lächelnd betrachtete.

Als der Agent von Marions Zimmer herunterkam, war sein Antlitz von einem unbeschreiblichen Ausdruck der Befriedigung erhellt.

Die Frauenzimmer waren verschwunden. Bloss Frau Duparc erwartete ihn.

— Dieses Kind ist wirklich reizend, sprach er. Ich habe ihr versprochen, drei Tage lang ihren Aufenthalt bei Ihnen zu verschweigen. Das ist Alles, was ich thun kann. Doch muß sie während dieser drei Tage . . .

— Ihnen noch weiter zu Gefallen sein, nicht wahr?

— Natürlich. Das ist ja ein wahrer Glücksfund! Gehen Sie es nur.

— Gewiß.

— Ich werde denn morgen wiederkommen.

— Zu welcher Stunde?

— Zu dieser Stunde.

Damit ging der Polizist, über seinen „Glücksfund“ auch noch ein Silberstück von der Sündenmutter in Empfang nehmend.

IV.

Als Herr Julien fort war, stieg Frau Duparc sogleich zu Marion hinauf.

— Du mußt dem Jacob nichts davon sagen, sprach sie zu dem Mädchen.

— Glauben Sie? . . .

— Das geht ihn nichts an . . . Und es könnte ihn anwidern.

— Das ist wahr . . . Ekel ist das Einzige, was ich nunmehr einflößen kann.

Marion sagte dies keineswegs in einem trostlosen Tone. Im Gegentheil. Sie stand in gerader, entschlossener Haltung vor dem Spiegel und brachte mit ziemlicher Ruhe ihr Haar in Ordnung.

— So ist's recht, sagte Madame Duparc. Ich sehe lieber dieses Gesicht an Dir, als das von heute Morgens.

— Bah! rief Marion in einem seltsamen Tone, — warum sollte ich mich kränken? Jetzt ist's vorbei . . . Ich bin zur Vernunft gekommen . . . ich sehe ein, daß es zu spät ist zur Umkehr, ich kann nicht mehr werden, was ich gewesen . . . Habe ich nicht drei Männern angehört? Nein, nein, ich will nicht weinen . . . Meine Eltern werden die volle Wahrheit noch lange Zeit nicht erfahren und das genügt mir . . .

— Dann wirst Du wohl während der Zeit, die Du hier noch zubringst, mir einige kleine Dienste erweisen wollen?

— Welche Dienste?

— Schließlich bist Du mir sie schuldig . . . Dem Kredit, welchen ich Jacob eingeräumt habe, hast Du es zu verdanken, wenn Du nicht hier verschimmelfst.

— Das ist wahr . . .

— Also Dienst um Dienst . . . Frauen unter einander müssen sich unterstützen, nicht wahr?

— Ja, ja . . .

— Du bist ein liebes Kind . . . Dir kostet es ja nichts . . . Und da Jacob erst nach dem Essen kommt, wird es leicht sein . . .

— Was wird leicht sein?

— Im Laufe des Tages einige alte Freunde zu empfangen, die ich in Rennes habe.

— Aha, ich verstehe . . . Welch' eine Maschinerie! . . .

— Und Du willigst ein?

Marion sann einen Augenblick nach, dann sagte sie, mit einem Blick des Hasses in den Augen:

— Ja, ich willige ein . . . Kann ich mich denn weigern? Ja, ja, sagen Sie Ihren Freunden, sie mögen nur kommen und die Gelegenheit nutzen; ziehen Sie von mir so viel Gewinn, als Sie können . . . Nur zu, meine Haut gehört jetzt aller Welt.

— Für morgen also?

— Es ist mir gleichviel.

— Ich lasse Dich nun allein . . . Es ist bald fünf Uhr und Jacob wird kommen. Erwarte ihn hier; man wird Euch das Mittagessen in diesem Zimmer auftragen. Ihr werdet hier besser aufgehoben sein.

. . . Zehn Minuten nach fünf Uhr kam Jacob in das Haus der Frau Duparc.

In der großen Stube im Erdgeschoße fand er die Hauswirthin.

— Nun? fragte er.

— Das liebe Kind ist in seinem Zimmer, sprach die Alte. Sie ist fromm wie ein Lamm.

— Sie weint nicht?

— Nein.

— Umso besser. Ich gehe denn hinauf.

— Wie Du willst. Und zum Mittagessen?

— Etwas Gutes, aber mäßig im Preise. Ich habe meinem Alten um Moneten geschrieben.

— Oh, ich bin unbesorgt.

— Laß bald auftragen. Ich muß um zehn Uhr wieder in der Kaserne sein, und Du begreifst . . .

— Ich verstehe, mein Junge. Also: Sardinen, eine Omelette mit Salat, Wein . . .

— Und Kaffee.

— Gut; in einer halben Stunde sollst Du Alles haben. Der Unteroffizier verschwand auf der dunklen Treppe.

Marion erwartete ihn in der That. Sie hatte seine Stimme erkannt und Alles gehört, was er mit Frau Duparc gesprochen.

Der Unteroffizier hatte denn Wort gehalten und seinem Vater schon geschrieben. Wird er sie in Wahrheit aus diesem Hause fortbringen? War dieser Soldat überhaupt ein ehrenhafter Mensch? Nun, sie wird ja sehen. In allen Fällen wollte sie sich wappnen gegen jede Enttäuschung; was immer kommen würde, nichts sollte sie überraschen. Sie wird den Jacob empfangen, da es sein muß und wird ihn reden lassen, aber nichts von seinen Reden glauben. Was Versprechungen, was Schwüre werth seien, wußte sie nunmehr. Nein, nein, sie wird nimmer so dumm sein. Vonne hatte Recht, alle Männer sind Egoisten und es ist das Beste, vor Allem für sich zu leben.

. . . Nach dem Abgang des Polizei-Agenten hatte Marion ihre Toilette ein wenig in Ordnung gebracht. Sie hatte sich eine kokette Frisur zurecht gemacht und ihre schönen, über der Stirne gekräuselten Haare ließen den Schimmer ihrer etwas müden Augen vortheilhaft zur Geltung kommen.

Ein Strahl der untergehenden Sonne erhellte das Zimmer und zugleich das frische Antlitz Marions.

Der Unteroffizier betrachtete einen Augenblick das Mädchen, das mitten im Zimmer aufrecht stehend, seine biegsame Taille entfaltete.

Wohlgefällig ruhten seine Blicke auf Marion. Er fand sie jetzt schöner, als am Morgen. Jung, frisch, sauber in ihrem Sonntagskleidchen bildete sie einen seltsamen Kontrast zu Allem, was sie umgab in dieser übelriechenden Lasterhöhle.

— Ach, wie schön bist Du, Schatz! rief er entzückt aus. Und er schloß sie in seine Arme.

Marion ließ ihn gewähren . . .

— Du hast Dich sehr gelangweilt, nicht so?

— Ja.

— Nur Geduld. Was ich heute Morgens sagte, gilt noch immer. Ich habe meinen Eltern geschrieben und außerdem einem alten Freunde der Familie, der da weiß, daß ich eines Tages was zu erwarten habe, und der mir dann und wann aushilft. In zwei Tagen werde ich Geld haben; dann bringe ich Dich von hier fort und mieth' Dir ein Zimmer. Du wirst frei sein.

— Danke.

— Und Du wirst mich lieb haben, sprich?

— Ich glaube, ja.

— Wohl! ich bin sicher, daß Du mich lieben wirst.

Du wirst sehen, ich werde Dich sehr lieben! Denn Du verdienst es, Das sehe ich wohl. Du hättest gleich einen Jungen meines Schlages finden sollen. Aber es ist eben so: die Schweinkerle nützen immer die guten Gelegenheiten aus. Doch reden wir nicht weiter darüber. Wir wollen essen. Du hast mir Deinen Namen noch nicht gesagt.

— Marianne.

— Marianne! Sehr hübsch. Nun, Marianne, Du bist mein Weibchen, nicht wahr?

— Ja.

— Setz Dich auf meine Kniee, damit ich Dich besser sehe und an mich pressen kann. Wir wollen ein glückliches Zusammenleben führen. Ich will nicht mehr bei den Frauenzimmern und in den Schenken herumlaufen. Das Geld, das ich bisher alle Monate vergeudete, will ich Dir geben. Meine ganze Zeit will ich bei Dir zubringen. Am Sonntag gibt es Urlaub für die Nacht . . . Bald wird auch die Dienstzeit vorüber sein.

— Und dann?

— Dann? . . . Nun, dann werden wir ganz einfach heirathen. Aber so weit sind wir noch nicht. Einstweilen wollen wir essen. Hast Du Appetit?

— Ziemlich . . .

— So ist's recht. Wenn Du nicht weinst, bist Du weit hübscher. Du bist zur Vernunft gekommen und daran thatest Du recht. Denke nicht mehr an diesen Hallunken Penavaire. Ich will Dir ihn vergessen machen.

Jetzt brachte Titine das Essen. Das Mahl verlief sehr heiter. Marion aß mit Appetit und war dem Unteroffizier ohne Rückhalt willfährig.

Als er um halb zehn Uhr sich mit strahlender Miene anschickte, sie zu verlassen, fragte Marion:

— Sehe ich Dich erst morgen Abend wieder?

— Unmöglich früher bei diesem Hundeleben. Glücklicherweise dauert es nimmer lange, kaum acht Monate. Aber, ich werde morgen trachten, außerhalb der Kaserne zu schlafen. Ich werde zum Schein heimkehren und wenn ein guter Kamerad Wache steht, will ich wieder ausgehen. Gibt es eine Visitation, dann kann es freilich ein böses Ende nehmen.

. . . Es war neun Uhr, als Marion am nächsten Morgen von Frau Duparc geweckt wurde.

— Auf, mein Schäfchen! rief die Megäre; in einer halben Stunde wird Herr Durand hier sein.

— Wer ist Herr Durand?

— Ein sehr feiner Herr, Wittwer, Rentier, in der Stadt sehr angesehen, Stadtrath und Vater von wohlversorgten Töchtern. Aber wie viele Andere hat er seine kleinen Schwächen. Er liebt die hübschen Mädchen. Das ist doch kein Verbrechen; und da Du ebenfalls ein hübsches Mädchen bist, habe ich ihn benachrichtigt. Er hat mir geantwortet und — das Uebrige wirst Du verstehen. Empfange ihn gut und nur kein Geräusch. Man darf nichts erfahren; Das ist er seiner Stellung schuldig. Eine seiner Töchter ist mit einem Notar verheirathet, die andere mit einem Arzte. Er wird Dich übrigens nicht lange behelligen, um elf Uhr muß er im Gemeinderath sein. Mache Dich hübsch!

Und sie ließ ihr von Titine einen schönen, weißen Schlafrock, durchbrochene Strümpfe und Pantoffelchen bringen.

Herr Durand konnte nun kommen.

Es war ein dicker, kurzer Herr mit ergrauendem Backenbart.

— Da bin ich! rief er, indem er sich überzeugte, daß die Thüre sorgfältig geschlossen sei.

— Das sehe ich wohl, lieber Herr Durand. Wollen Sie gütigst Platz nehmen.

— Uff, wie heiß ist es!

— Sie sind gelaufen . . .
— Ja, ein wenig; ich fürchtete, daß mich Jemand in dem Gäßchen treffen könnte.
— Und hat man Sie gesehen?
— Ich denke nicht . . . Wo ist die Schöne?
— In ihrem Zimmer.
— Sie haben ihr gesagt . . .
— Alles, was nöthig ist.
— Nun wohl, ich gehe.

Und der kleine dicke Herr erhob sich.

Die Bordellwirthin ging auf ihn zu und streckte die Hand aus. Er begriff, holte seine Brieftasche hervor und reichte ihr ein Hundertfrancs-Billet.

— Sie haben den feinen Bissen so gut wie umsonst, sprach die alte Megäre, indem sie die Note in ihrem Leibchen verschwinden ließ.

Als sie allein war, beilte sie sich, den Hundertfrancs-Schein wieder hervorzuholen und sie betrachtete denselben aufmerksam; dann führte sie ihn plötzlich an die Lippen.

— Ach, sagte sie, ich habe so lange schon keine Hundertfrancs-Note gesehen!

Da zog ein kleiner Riß, der mit geleimtem Papier verklebt war, ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Sie wandte das Billet, das nicht neu war, hin und her.

— Das ist drollig, murmelte sie. Ich möchte fast sagen . . . Aber ja, ich irre mich nicht . . . Diese Note war schon in meinen Händen . . . Ja . . . ich habe sie im vorigen Jahre dem Steuer-Einnehmer gezahlt . . . Nein, wie das Geld herunkommt! . . . Doch nun an die Arbeit!

Sie ging einen Augenblick hinaus und kehrte bald wieder zurück, Papier und Schreibzeug bringend. Damit richtete sie sich am Ende des Tisches ein und schrieb:

„Lieber Här Gustaf!

Komen si Morgen zwischen zeh und älf Ur und si Werdu es nicht bereihen. Ein engell ist mihr von Himmel gefahen.

Ergebenste

Frau D.“

Adresse:

Härn Härn Gustaf Latour,
Bankje

in

Persehnlich.

Kennes.

Sie versiegelte den Brief, wobei sie brummte:

— Noch hundert „Steine“ in Aussicht. Titine, trage den Brief auf die Post.

Als Titine auf die Straße trat, stieß sie auf Herrn Julien, der eben das Haus der Frau Duparc betrat.

— Schau, Herr Julien! rief sie. Guten Tag, Herr Julien!

Frau Duparc spitzte die Ohren, als sie den Namen des Polizei-Agenten hörte.

Sie fuhr mit einem Sage in die Höhe . . .

— Wie? schon wieder er? . . . rief sie, auf die Thüre zuschreitend.

Der Agent erschien in der Thüre und grüßte unterthänig.

— Ich ging gerade vorüber und sah die Thüre offen und darum bin ich einen Augenblick eingetreten, sprach er.

— Ganz recht, entgegnete die Sündenmutter. Sie sind stets willkommen, wenngleich jetzt nicht Ihre Stunde ist. Die Mädels schlafen noch und ich habe das Frühstück zu bereiten.

— Oh, ich bleibe nur einen Augenblick . . . Ich möchte mich nur nach der Kleinen erkundigen . . .

— Ach ja . . . auch sie schläft noch . . .

— Wie, wenn ich hinaufginge, sie aufwecken? . . .

— Nein, nein! rief Frau Duparc.

— Warum nicht? Was können Sie dagegen haben? Lassen Sie mich nur . . . Da brauche ich später nicht wiederzukommen.

Mit diesen Worten wandte Herr Julien sich zur Treppe. Die Matrone trat ihm in den Weg.

— Nein, nein, jetzt nicht, sagte sie. Es ist unmöglich!

— Aha, sie schläft also nicht, . . . Es ist Jemand bei ihr . . .

— Ja.

Der Agent verzog das Gesicht.

— Sie hätten Das sogleich sagen sollen . . . Ich . . . Herr Julien fand nicht die Zeit zu vollenden . . .

Im ersten Stock ward plötzlich eine Thüre geöffnet und ein Mann eilte die Treppe herab, der sich im nächsten Augenblicke dem Polizei-Agenten gegenüber sah.

Zwei Rufe wurden zugleich vernehmbar.

— Herr Durand!

— Herr Julien!

Dann schwiegen Beide still. Herr Durand schien sehr verlegen. Julien nahm zuerst das Wort.

— Ach, welche Ueberraschung! Ich wette, daß Sie das Haus selbst besichtigen wollten, welches in dieser Gasse demnächst enteignet werden soll.

— Richtig . . . So ist es . . .

— Nun, was sagen Sie dazu?

— Ich? . . . Ja . . . wissen Sie? . . . Nach einmaliger Besichtigung kann man nicht wissen . . .

— Dann müssen Sie ein zweites Mal wiederkommen.

— Das werde ich wahrscheinlich thun. Also auf Wiedersehen!

Und indem er den Agenten beiseite nahm, fügte er hinzu:

— Julien, Sie werden schweigen, nicht wahr?

— Wie das Grab. Sie können ruhig schlafen, Herr Durand.

— Danke!

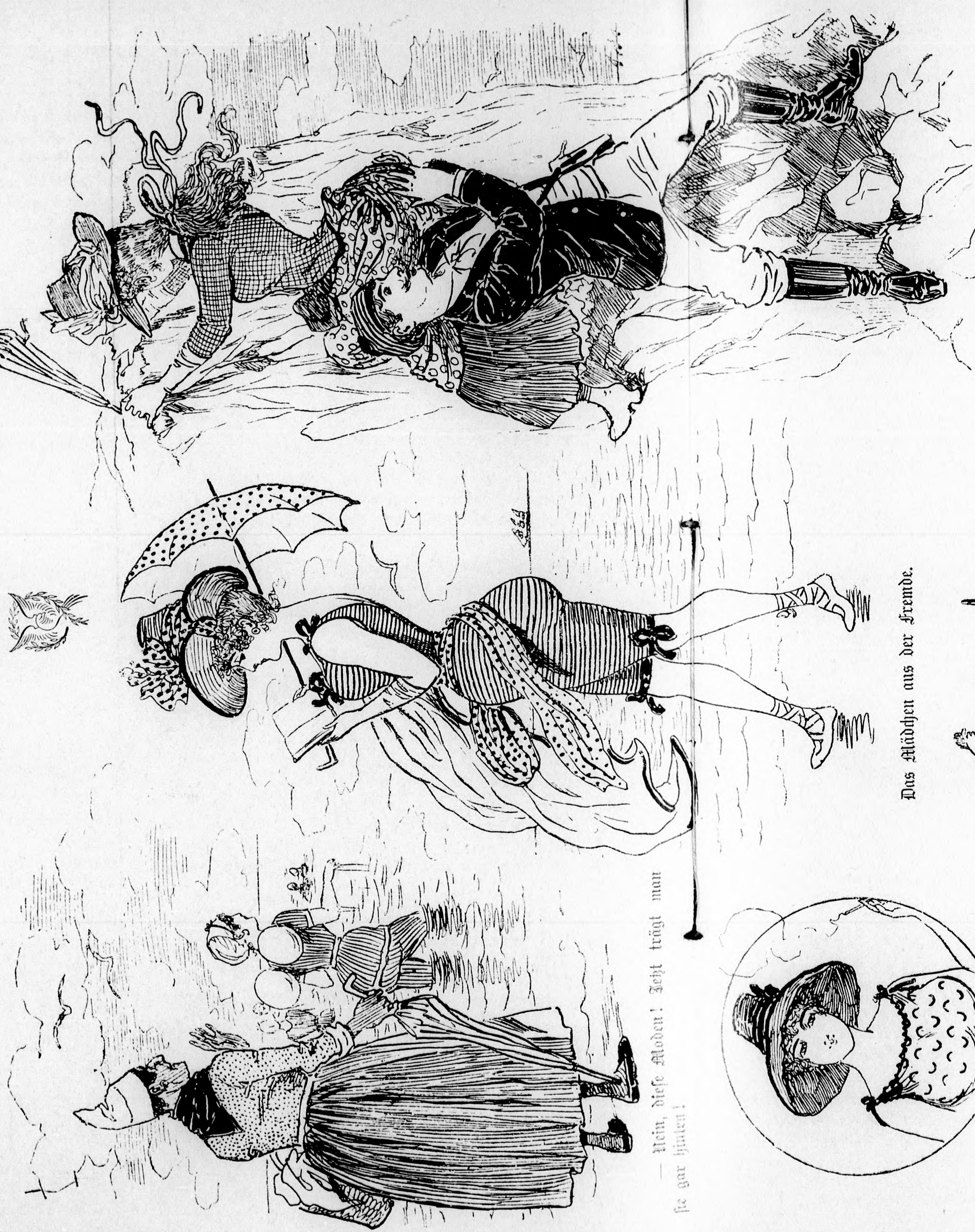
Frau Duparc hatte schon die Thüre geöffnet. Und der Stadtrath drückte sich so geräuschlos wie möglich.

Als Jacob am Abend kam, fand er Marion mit dem schönen Schlafrock bekleidet. Dieses einfache, aber elegante Gewand ließ die wahre Schönheit des Mädchens noch mehr hervortreten.

— Sapperlot, Mädels, bist Du sauber! rief der Unteroffizier. Mutter Duparc hat Dich ja ganz artig herausgeputzt. Marion lächelte und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Moment-Aufnahmen eines Amateurs

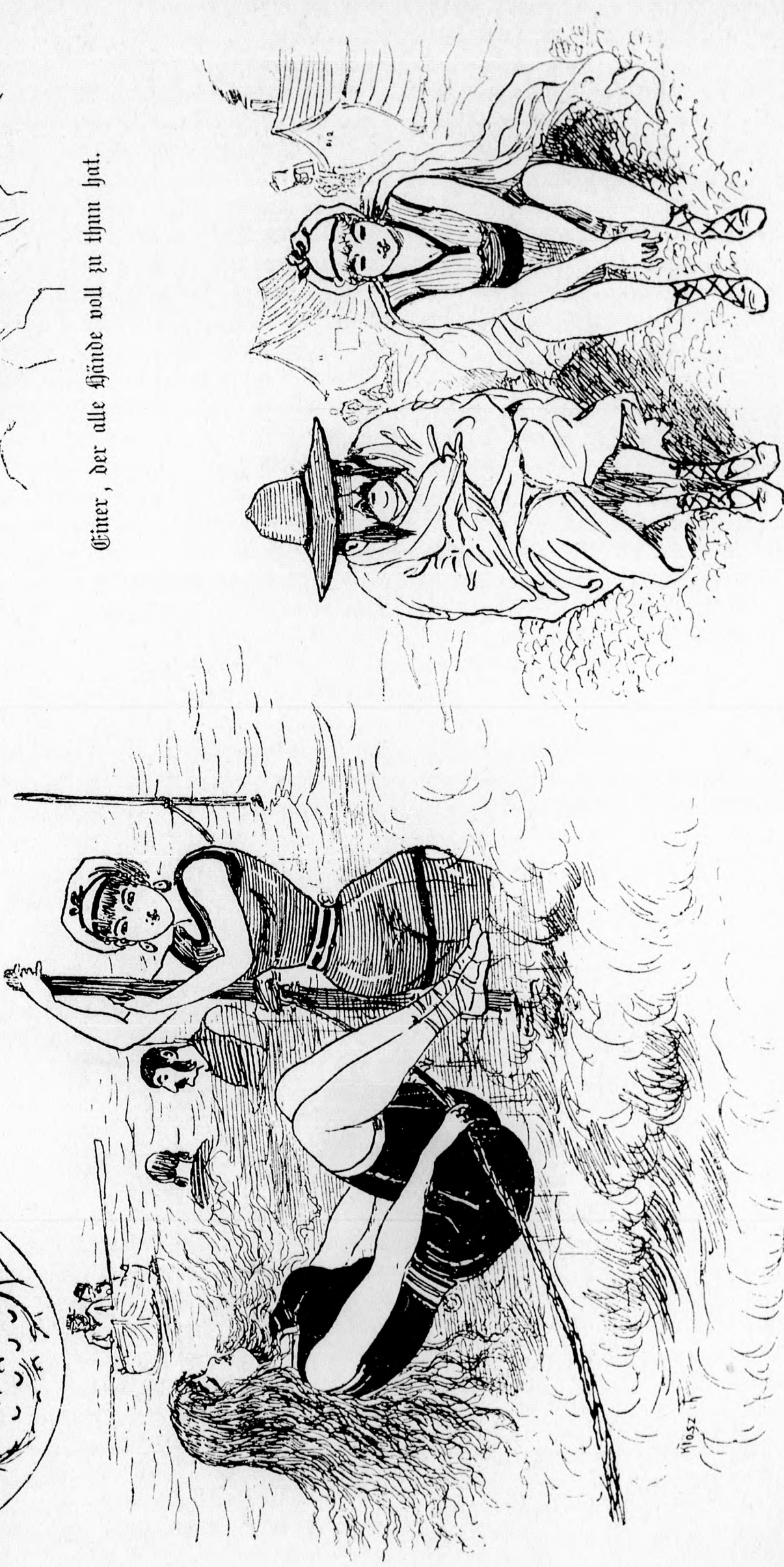


— Nein, diese Aloden! Jetzt trägt man sie gar hinten!

Das Mädchen aus der Fremde.

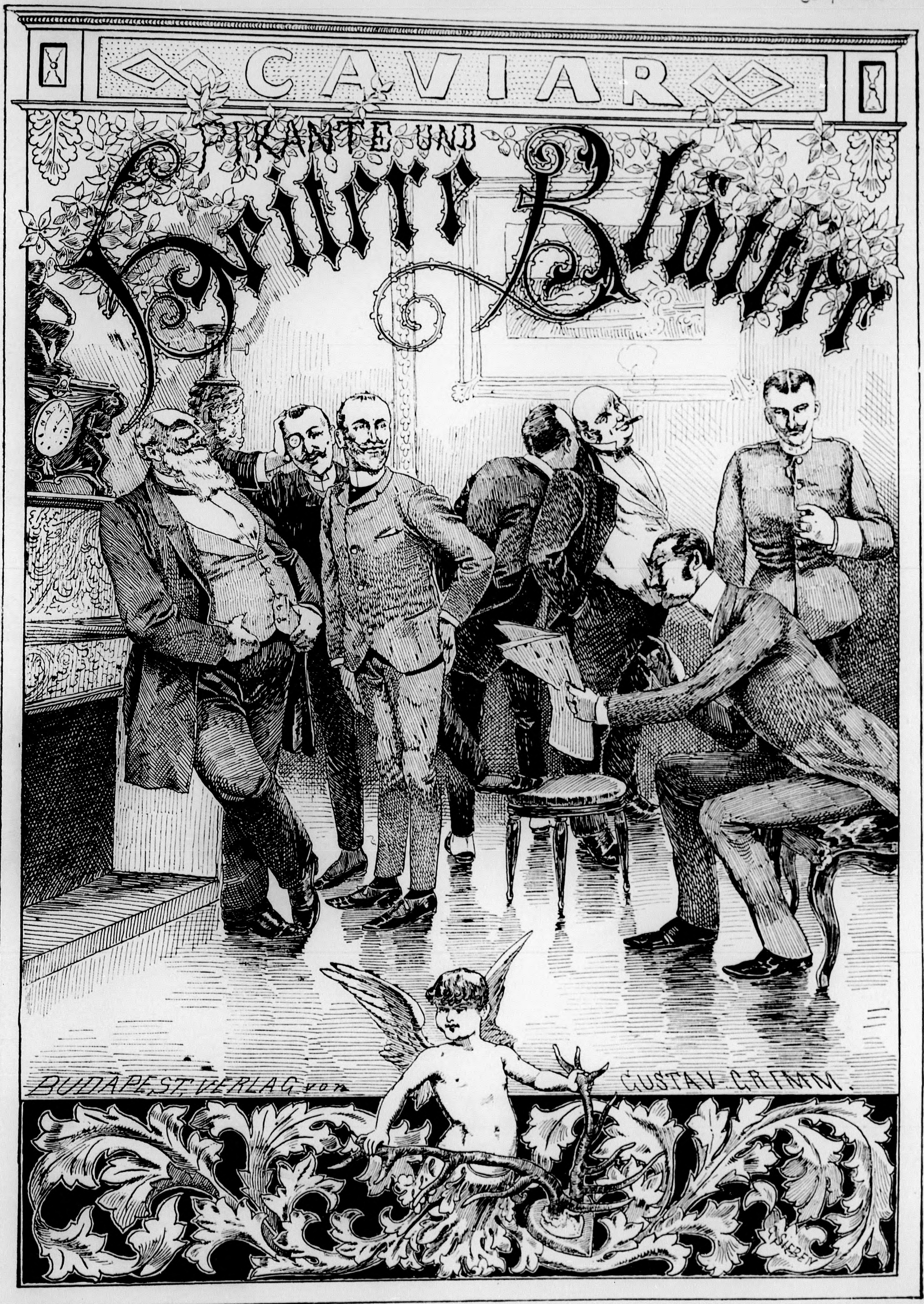
Güter, der alle Hände voll zu thun hat.

konstant



— Aber Müll, welche Stellung!
— Bitte, meine Mittel erlauben mir Das.

Was sie wohl brüten mögen?





Er erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portoschlag.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
ist soeben erschienen und
durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

LÜGEN.

Roman von
PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 





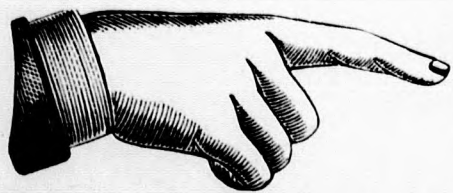
Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben
von seinem Testamentsvollstrecker

PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 



PAUL BOURGET, der hervorragendste Schüler **Emil Zola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („mensonges“) ungeheureren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseltensamen Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michélet**, **Mantegazza** interessieren.

